



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Wie erfolgreich sind evangelische Privatvolksschulen in der Umsetzung ihrer sozialen Vorsätze?

Eine empirische Untersuchung in den vierten Klassen

Verfasserin

Dipl. Päd. Vera Karner

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.^a phil.)

Wien, April 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 0304653
Studienrichtung lt. Studienblatt: Bildungswissenschaft
Betreuerin / Betreuer: Dr. Stefan Hopmann

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich mich bei allen, die mich bei dieser Arbeit und dem vorausgehenden Studium unterstützten, bedanken.

Allen voran gilt mein Dank Herrn Univ.-Prof. Dr. HOPMANN Stefan, der mich in allen Dingen unterstützte und mir durch seine Betreuung und fachliche Beratung immer wieder sehr geholfen hat.

Weiters möchte ich mich bei Herrn Mag. HOLZINGER Florian für das Teilen seiner Forschungsarbeit in diesem Themenbereich bedanken.

Für die Durchsicht und für die hilfreichen Anmerkungen zur vorliegenden Arbeit danke ich FISCHER Beatrice, KNAUS Karina und MAIER Angela.

Schließlich möchte ich mich vor allem bei meiner Familie und bei meinen Freunden dafür bedanken, dass sie mich einerseits immer wieder ermahnten weiterzumachen und mein Studium zu vollenden und mich andererseits, wenn Probleme auftraten, ermunterten und unterstützten.

Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit mit dem Titel „Wie erfolgreich sind evangelische Privatvolksschulen in der Umsetzung ihrer sozialen Vorsätze? Eine empirische Untersuchung in den vierten Klassen“ befasst sich mit der Frage, ob Kinder aus unterschiedlichen sozialen Schichten an diesen Schulen die gleichen Möglichkeiten haben, denn dies ist ein wesentliches Ziel der evangelischen Volksschulen. Zur Klärung dieser und anderer Forschungsfragen wird zuerst ein Leitbild entwickelt, in dem wesentliche Begriffe erläutert werden. Mit Hilfe einer quantitativen Analyse wurden die ausgeteilten Fragebögen diesbezüglich untersucht. Die gesammelten Daten lassen den Schluss zu, dass eine Vorselektion aufgrund des Schulgeldes stattfindet. Die Folge davon ist eine durchgehende Homogenität der Familien. Dies betrifft sowohl die Bildung und das Einkommen der Eltern als auch das Umfeld, in dem die Kinder zu Hause betreut werden.

Abstract

This diploma thesis entitled „How successful are private elementary schools in achieving their social goals?“ deals with the question, whether school children from different social backgrounds have similar opportunities since this is one of the main ambitions of protestant elementary schools. To answer these and related questions I attempt to analyze the mission statement of protestant schools. The quantitative approach relies on questionnaires distributed to 4th graders. Data suggests that due to school fees, a pre-selection takes place. As a result families are by and large homogeneous. This is found to be the case with regard to educational background and family income, as well as the environment in which children are brought up at home.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	3
2. Gesetzliche Rahmenbedingungen des Privatschulwesens	6
2.1 Gesetze zu Privatschulen in kirchlicher Trägerschaft	7
2.2 Das Öffentlichkeitsrecht	9
2.3 Die Schulaufnahme und das Schulgeld.....	10
2.4 Zusammenfassung	11
3. Versuch eines einheitlichen Grundstocks für eine standortbezogene Leitbildentwicklung	12
3.1 Allgemeines zum Leitbild	12
3.2 Präsentation des Leitbildes	13
3.2.1 SchülerInnen, LehrerInnen und LeiterInnen	16
3.3 Zusammenfassung	20
4. Darstellung sozialer Schichtzugehörigkeiten	21
4.1 Kapitalstrukturen nach Bourdieu	26
4.1.1 Das ökonomische Kapital	27
4.1.2 Das kulturelle Kapital	28
4.1.3 Das soziale Kapital	29
4.1.4 Die empirische Umsetzung von Bourdieus sozialen Effekten.....	32
4.2 <i>The Constant Flux</i>	33
4.2.1 Ausgangspunkt der Studie	34
4.2.2 Die sozialen Schichten und Datenerhebung	34
4.3 Bildungsaspirationen der Eltern	39
4.4 Zusammenfassung	41
5. Methodisches Vorgehen	42
5.1 Forschungsfragen	42
5.2 Beschreibung: <i>Quantitative Methoden</i>	43
5.2.1 Schriftliche Befragung/ Fragebogen (Quantitative Untersuchung)	44
5.3 Zum Fragebogen	44
5.4 <i>Empirische Datenerhebung</i>	46
5.4.1 Die Auswertung der Fragebögen	46
5.4.2 Faktorenanalyse	46
5.4.3 Der t-Test	50
5.5 Zusammenfassung	51
6. Auswertung des Fragebogens	52
6.1 Rücklaufquote	52
6.2 Auswertung der Ergebnisse.....	53
6.3 Soziale Hintergründe der befragten Familien.....	68

6.4 Zusammenfassung (und Darstellung der Daten).....	69
7. Präsentation der Forschungsergebnisse.....	71
7.1 Genauere Betrachtung der erarbeiteten Bereiche „Umfeld“ und „Motive“	73
7.2 Zusammenfassung (der Erkenntnisse im Hinblick auf die Forschungsfragen)	75
8. Fazit.....	77
Literaturverzeichnis.....	80
Anhang.....	86
Curriculum Vitae	91

1. Einleitung

In Österreich gilt der Leitsatz: „Jedes Kind hat Recht auf Bildung“¹. Aus diesem Grund gibt es hierzulande eine neunjährige Schulpflicht für alle Kinder. Neben dem Besuch einer öffentlichen Pflichtschule gibt es auch die Möglichkeit, eine Privatschule zu besuchen. Da Bildung in unserer Gesellschaft ein immer höherer Stellenwert zukommt, machen sich Eltern mehr Gedanken darüber, in welche Schule sie ihr Kind schicken, um es optimal auf ihr späteres Leben vorzubereiten. Hier setzt das evangelische Schulprofil an: Evangelische Schulen wollen unter anderem mit pädagogischer Qualität, mit gezielten Fördermaßen, aber auch mit der Vermittlung von christlichen Werten punkten. Bildungsgerechtigkeit steht hier neben Chancengleichheit an oberster Stelle. Im Unterschied zu öffentlichen Schulen fordern evangelische Privatvolksschulen ein Schulgeld ein: Für manche Familien stellt dieses Schulgeld ein wesentliches Hindernis für den Besuch einer Privatvolksschule der Kinder dar. Bezüglich der Einforderung des Schulgeldes heißt es seitens der Kirche, dass diese nicht alleine für die gesamten Kosten aufkommen kann. Wie Schulgeld und Chancengleichheit oder das Unterrichten in der „Tradition von Luther“² nebeneinander stehen können, ist schwer nachzuvollziehen – ein Aspekt, der im Rahmen dieser Diplomarbeit noch näher beleuchtet wird.

Die vorliegende Diplomarbeit untersucht die soziale Schichtverteilung an vier evangelischen Privatvolksschulen in Wien. Hierbei wird herausgearbeitet, welche Schichten an diesen Schulen vertreten sind und ob diese Privatschulen Schichtmobilität fördern können, also z.B., ob Kinder nach dem Besuch der Volksschule eher ins Gymnasium wechseln als in eine Hauptschule. Im Zuge der vorliegenden Arbeit soll durch eine

¹ http://www.politikundunterricht.de/2_05/a7-a10.htm

² Unter die lutherianische Tradition fällt z.B. der gnädige Gott: Gnade und Schulgeld sind zwei Glieder, die die evangelischen Schulen miteinander vereinen wollen.

Erhebung mittels Fragebogen herausgefunden werden, ob Kinder aus der unteren sozialen Schicht diesbezüglich einen Nachteil haben. In diesem Rahmen soll schließlich erarbeitet werden, ob evangelische Schulen ihr Ziel, Chancengleichheit für alle, erreichen.

Die wesentlichen Gesetze, denen diese Schulen unterliegen, werden im **zweiten Kapitel** dargestellt. In diesem Rahmen soll unter anderem geklärt werden, wie Privatschulen gegründet werden können, was Öffentlichkeitsrecht bedeutet, wie solche Schulen funktionieren und wie sie sich finanzieren. In diesem Kapitel werden die wesentlichen gesetzlichen Merkmale einer Privatschule mit Öffentlichkeitsrecht dargestellt.

Im **dritten Kapitel** wird, basierend auf der gesetzlichen Lage, versucht, ein allgemeines Leitbild für evangelische Privatvolksschulen in Österreich zu entwickeln, da kein einheitliches und detailliertes Leitbild vorhanden ist. Dieses ist aber für die weitere Arbeit – insbesondere für die Analyse des Fragebogens – von wesentlicher Bedeutung, da nur mit Hilfe einer solchen Orientierung die Forschungsfragen beantwortet werden können. Dieses Kapitel soll also die Sollzustände an evangelischen Privatvolksschulen in Österreich analysieren.

Das **vierte Kapitel** behandelt einen zentralen Teil der Diplomarbeit. In diesem Kapitel werden die sozialen Schichten beschrieben: Der erste Teil soll als eine Art Einleitung in diesen Themenbereich dienen. Dabei soll eine Brücke zwischen gesetzlicher Lage, dem Leitbild der Schulen und den sozialen Schichten gebaut werden. Weiters wird der schichtspezifische Alltag an Privatschulen dargestellt und es sollen die Zielvorstellungen der Privatschulen vorgestellt werden. Im zweiten Teil soll der Zusammenhang zwischen den unterschiedlichen sozialen Hintergründen der Kinder und den Privatschulen aufgezeigt werden.

Im Zusammenhang mit der Erforschung des Einflusses unterschiedlicher sozialer Schichten auf den Werdegang von Schulkindern erscheint Bourdieus Kapitaltheorie einen passenden Forschungsrahmen zu bieten. Außerdem wird in diesem Zusammenhang auf das Schichtmodell von Erikson und Goldhorpe („The Constant Flux“) eingegangen.

Im **fünften Kapitel** wird auf die Organisation der Umfrage, wie z.B. Verteilung und Rücklauf der Fragebögen eingegangen, weiters werden die einzelnen Fragen, die der Fragebogen beinhaltet, sowie die Auswertungsmethode vorgestellt.

Danach folgt, im **sechsten Kapitel**, die Analyse des Fragebogens sowie die zusammengefasste Darstellung der Daten.

Im **siebten Kapitel** werden die Ergebnisse in Bezug auf die Forschungsfragen bearbeitet.

In der **Zusammenfassung** werden schließlich die zentralen Inhalte der einzelnen Kapitel dargestellt und ein Fazit gezogen.

2. Gesetzliche Rahmenbedingungen des Privatschulwesens

In diesem Kapitel soll geklärt werden, was in Österreich als Privatschule definiert wird. Diese Definition ist für den Aufbau der vorliegenden Arbeit von großer Bedeutung, da ein einheitliches Verständnis von diesem Begriff nicht zuletzt für die Analyse der Ergebnisse des Fragebogens zentral ist. Hierzu werden im Folgenden die allgemeinen Schul- und Privatschulgesetze genauer beschrieben: Werden Kinder in einer Gruppe nach einem bestimmten, anerkannten Lehrplan unterrichtet, so gilt eine Bildungseinrichtung als Schule.³

Im Jahr 2006 sah die Verteilung der 6632 verzeichneten Schulen folgendermaßen aus:

Abb. I.: Anzahl von Privatschulen und öffentliche Schulen in Österreich

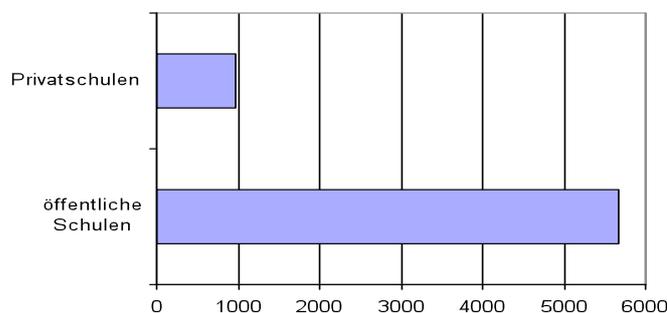


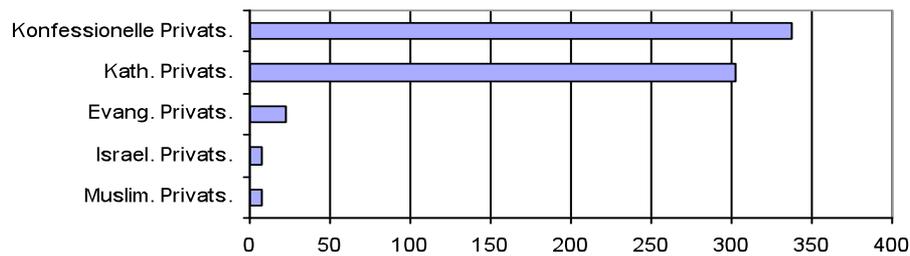
Abbildung I zeigt, dass ein Großteil der österreichischen Schulen in öffentlicher Hand ist (5666 Schulen). Nur 966 Schulen befinden sich in privater Trägerschaft⁴, somit unterliegt nur jede sechste Schule einem privaten Träger. Von diesen Privatschulen sind 338 Schulen, also gut ein Drittel, in konfessioneller Trägerschaft.⁵

³ Vgl: Schulgesetzte 2004, S. 680

⁴ Vgl.: Pollitt (Hrsg.) 2007, S. 17

⁵ Vgl.: Pollitt (Hrsg.) 2007, S. 17

Abb. II: Aufteilung der konfessionellen Schulen



Wie Abbildung II zeigt, ist die überwiegende Mehrheit der konfessionellen Schulen dem römisch-katholischen Schulwesen zugeordnet (89%). 11% (also 37 Schulen) werden von anderen Religionsgemeinschaften geleitet. Lediglich 22 Schulen sind unter evangelischer Leitung. Weitere konfessionell gebundenen Schulen in Österreich sind sieben israelische und acht muslimische Schulen.⁶

2.1 Gesetze zu Privatschulen in kirchlicher Trägerschaft

Im Privatschulgesetz ist gemäß §1 die „Errichtung und Führung von Privatschulen [...] sowie die Verleihung des Öffentlichkeitsrechtes und die Gewährung von Subventionen an solche Privatschulen“⁷ geregelt.

Die wesentlichen Punkte des Privatschulgesetzes sind die Errichtung und Führung von Privatschulen (zu finden im Abschnitt I) und das Öffentlichkeitsrecht (zu finden im Abschnitt III).⁸

Privatschulen können von unterschiedlichen Einrichtungen und Gemeinschaften gegründet werden. Neben den anerkannten Kirchen und Religions-gemeinschaften können zum Beispiel auch Gemeinden eine Privatschule errichten.⁹

Im Staatsgrundgesetz heißt es dazu im Artikel 17:

⁶ Vgl.: Pollitt (Hrsg.) 2007, S. 17

⁷ Schulgesetzte 2004, S. 680

⁸ Schulgesetzte 2004, S. 680 - 638

⁹ Vgl.:Brezovich (Hrsg.) 2006, S. 148

„Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen und an solchen Unterricht zu erteilen, ist jeder Staatsbürger berechtigt, der seine Befähigung hiezu in gesetzlicher Weise nachgewiesen hat. [...] Dem Staate steht rücksichtlich des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens das Recht der obersten Leitung und Aufsicht zu.“¹⁰

Das heißt, dass jeder österreichische Staatsbürger und jede österreichische Staatsbürgerin, der oder die bestimmte Qualifikationen nachweisen kann, berechtigt ist, Schulen zu gründen und an diesen zu lehren.¹¹

Nicht nur Wissenschaft und Lehre sind frei, sondern auch Bildung, denn im Zusatzprotokoll zur Konvention zum Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten steht hierzu:

„Das Recht auf Bildung darf niemandem verwehrt werden. Der Staat hat bei der Ausübung der von ihm auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichts übernommenen Aufgaben das Recht der Eltern zu achten, die Erziehung entsprechend ihren eigenen religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen sicherzustellen.“¹²

Darunter ist zu verstehen, dass jedes Kind das Recht hat, die Ausbildung zu absolvieren, die es aufgrund der eigene Fähigkeiten, Fertigkeiten und Interessen bestrebt ist zu erreichen. Dies ist unabhängig davon, aus welcher sozialen Schicht die Kinder stammen und welchen kulturellen Hintergrund sie haben.

¹⁰ Staatsgrundgesetz: <http://www.internet4jurists.at/gesetze/gesetze.htm>

¹¹ Vgl.: Brezovich (Hrsg.) 2006, S. 147

¹² Zusatzprotokoll: <http://www.internet4jurists.at/gesetze/gesetze.htm>

2.2 Das Öffentlichkeitsrecht

Im Rahmen des Öffentlichkeitsrechts wird im Privatschulgesetz, Abschnitt III, festgehalten:

„Durch die Verleihung des Öffentlichkeitsrechtes wird einer Privatschule das Recht übertragen, Zeugnisse über den Erfolg des Schulbesuches auszustellen, die mit der Beweiskraft öffentlicher Urkunden und den gleichen Rechtswirkungen ausgestattet sind wie Zeugnisse gleichartiger öffentlicher Schulen.“¹³

Das Öffentlichkeitsrecht ist für eine Privatschule von wesentlicher Bedeutung, da sonst die SchülerInnen Prüfungen an staatlichen Schulen oder im Stadt-/Landesschulrat ablegen bzw. nachholen müssten. Diese sind kommissionelle Prüfungen, die von einer außenstehenden Institution durchgeführt werden.

Das Öffentlichkeitsrecht ist zudem von großer Bedeutung, da mit ihm verschiedene Rechtswirkungen in Bezug auf die für SchülerInnen vorgesehenen sozioökonomischen Maßnahmen (z.B.: SchülerInnenbeihilfe oder SchülerInnenfreifahrt) einhergehen.

Zum Thema Subventionierung steht im Privatschulgesetz:

„Den gesetzlich anerkannten Kirchen und Religionsgesellschaften sind für die mit dem Öffentlichkeitsrecht ausgestatteten konfessionellen Privatschulen [...] Subventionen zum Personalaufwand zu gewähren.“¹⁴

Hier ist also festgelegt, dass der Staat für die Gehälter der Lehrpersonen aufkommen muss. Das heißt, dass so viele LehrerInnen finanziert werden müssen, wie die Privatschulen benötigen, um den Lehrplan gesetzmäßig zu erfüllen.

¹³ Schulgesetzte 2004, S. 683

¹⁴ Schulgesetzte 2004, S. 684

Allerdings gibt es hinsichtlich den Lehrpersonen auch Vorlagen so dass, LehrerInnen und LeiterInnen

a) der die österreichische Staatsbürgerschaft besitzt,

b) der die Eignung zum Lehrer in sittlicher und gesundheitlicher Hinsicht aufweist,

c) der die Lehrbefähigung für die betreffende oder eine verwandte Schulart oder eine sonstige geeignete Befähigung nachweist und

d) in dessen Person keine Umstände vorliegen, die nachteilige Auswirkungen auf das österreichische Schulwesen erwarten lassen.¹⁵

2.3 Die Schulaufnahme und das Schulgeld

Privatschulen müssen im Vergleich zu öffentlichen Schulen die allgemeine Zugänglichkeit nicht gewähren. Diese Schulen können ihre Schülerinnen und Schüler nach unterschiedlichen Kriterien auswählen: So können gesetzlich anerkannte Kirchen z.B. eine Auswahl der SchülerInnen je nach Bekenntnis oder Sprache treffen.

Schulen in privater Hand können im Unterschied zu Schulen in öffentlicher Hand ihre Aufnahmebedingungen der Schulidentität anpassen, denn hier gibt es einen privatrechtlichen Aufnahmevertrag, in welchem Vereinbarungen festgehalten können. Eine der häufigsten und auch bekanntesten Voraussetzungen für den Besuch einer Privatschule ist, dass Schulgeld eingefordert wird. Dieses Geld wird ausschließlich zur Abdeckung des Sachaufwandes (Ankauf neuer Unterrichtsmaterialien, Renovierungen, u.v.m.) verwendet.¹⁶

¹⁵ Schulgesetze 2004, S. 681

¹⁶ Vgl.: Brezovich (Hrsg.) 2006, S. 151

2.4 Zusammenfassung

Sind die gesetzlichen Grundlagen für die Gründung einer Privatschule gegeben, ist es nicht schwer, eine solche Schule zu gründen. Diese Schulen zu erhalten, ist jedoch eine große Herausforderung. Das Öffentlichkeitsrecht stellt dabei eine wesentliche Erleichterung dar: Die staatlichen Subventionen erleichtern die meist schwierige finanzielle Lage. Dennoch ist das Einheben von Schulgeld unumgänglich. Dadurch wird jedoch der Zugang zu solchen Schulen einer breiten Schicht verwehrt – eine Tatsache, die im Widerspruch zu der Philosophie der evangelischen Schulen steht. Ob und wie die Brücke zwischen der Einforderung von Schulgeld und der Öffnung der Privatschulen für alle gesellschaftlichen Schichten geschlagen werden kann, soll im quantitativen Teil der vorliegenden Arbeit herausgefunden werden.

3. Versuch eines einheitlichen Grundstocks für eine standortbezogene Leitbildentwicklung

3.1 Allgemeines zum Leitbild

Bislang wurde in Österreich kein einheitliches Leitbild für Privatschulen entwickelt. Ein solches wäre jedoch von wesentlicher Bedeutung für eine einheitliche gesellschaftliche Sicht auf evangelische Privatschulen. In Anlehnung an das neu erschienene Werk „Wege und Ziele evangelischer Schulen in Österreich“ verfasst von Pollitt, Leuthold und Preis sowie anderen schulspezifischen Leitbildern¹⁷ wird in der vorliegenden Arbeit der Versuch unternommen, ein umfassenderes Leitbild, das verschiedenen Forschungsansätze umfassen soll, zu entwickeln.

Auch wenn in der vorliegenden Arbeit ein einheitlicheres Leitbild entwickelt werden soll, muss festgehalten werden, dass die verschiedenen Schwerpunkte der Schulen durchaus auch als großer Vorteil gesehen werden können. Schulen haben durch eine unterschiedliche Schwerpunktsetzung die Möglichkeit, ein auf sie zugeschnittenes Leitbild zu entwickeln. So können sie ihre ganz spezifischen Vorstellungen optimal umsetzen. Gleichzeitig kann gesagt werden, dass alle evangelischen Schulen

„Ähnlichkeiten aufweisen, gerade dort, wo sie besonders positive Resonanz erhalten. Zugleich stehen sie unter dem Etikett `evangelische Schule`, d.h. sie müssen sich von anderen Schulen abgrenzen, müssen deutlich machen können, was sie von staatlichen oder katholischen Schulen und Einrichtungen anderer freier Träger unterscheidet“¹⁸.

¹⁷ Wie zum Beispiel:

<http://www.ekd.de/EKD-Texte/kindertageseinrichtungen3.html>

<http://www.evangel-volksschule-augsburg.de/>

http://www.evangelischesgymnasium.at/diakonie/diakonischer_schwerpunkt.html

¹⁸ Pollitt, Leuthold, Preis (Hrsg.) 2007, S. 96

Wie bereits erwähnt, soll der Versuch unternommen werden, eine Basis für ein Leitbild für alle evangelischen Volksschulen zu entwickeln – einen Rahmen, der den einzelnen Schulen Orientierung bei der individuellen Leitbildentwicklung geben kann. Gleichzeitig kann ein solch allgemeines Leitbild als Grundlage für die vorliegende Arbeit gesehen werden.

3.2 Präsentation des Leitbildes

Evangelische Volksschulen versuchen durch gezielte Fördermaßnahmen soziale Kompetenzen der Kinder aufzubauen und zu stärken, gleichzeitig sollen sie durch qualitativ hochwertigen Unterricht überzeugen:

„Die Schulen überzeugen durch ihre pädagogische Qualität – und in diesem Punkt erwartet man auch viel von ihnen. Man entscheidet sich für eine evangelische Einrichtung wegen ihres pädagogischen Konzepts [...] und wegen der guten Ausbildung. Man erwartet von ihnen insbesondere alternative Unterrichtsformen“ und „Gemeinschaftlichkeit [...]. Die Profilschwerpunkte werden im Bereich `Soziales` und `Sprechen` gesehen.“¹⁹

Gute Ausbildung und alternative Unterrichtsformen sind nur möglich, wenn professionelles pädagogisches Personal an den Schulen vorhanden ist. Lehrer/innen sollen in der Lage sein, „Qualität im Unterricht und anspruchsvolle Schulkonzepte“²⁰ zu ermöglichen.

Obwohl in evangelischen Schulen mittlerweile die Mehrheit der Lehrenden und der Schüler/innen nicht mehr evangelisch ist²¹, steht hier doch die christliche Grundhaltung, dass Gott jeden Menschen bedingungslos annimmt, im Vordergrund.²² Es geht also um eine Schule, in der „ein

¹⁹ Pollitt, Leuthold, Preis (Hrsg.) 2007, S. 93

²⁰ Pollitt, Leuthold, Preis (Hrsg.) 2007, S. 94

²¹ vgl.: Leuthold 2007, S. 50

²² vgl.: http://www.evangelischesgymnasium.at/diakonie/diakonischer_schwerpunkt.html

christlich begründetes Verständnis von Welt und Mensch beheimatet ist“²³. Das heißt, dass diese Schulen nicht nur für eine bestimmte soziale Schicht zugänglich sein sollen, sondern allen Menschen offen stehen müssen. Hierbei sollte weder die Religionszugehörigkeit noch die sozialen Hintergründe der SchülerInnen und ihrer Familien eine Rolle spielen.

„Zur Bildungserwartung der evangelischen Kirche gehört es angesichts der größer gewordenen Schere zwischen Kindern in begünstigten und benachteiligten Lebenslagen auch, in den eigenen Einrichtungen soziale Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit zu fördern.“²⁴

Wie bereits in Kapitel 2 besprochen wurde, sind evangelische Schulen in privater Trägerschaft und können daher Schulgeld einheben. An dieser Stelle muss betont werden, „dass man evangelische Schulen in Österreich nicht als Eliteschulen wolle.“²⁵ Damit ist gemeint, dass Kinder aus jeder sozialen Schicht in diesen Schulen willkommen sind. Dennoch stellen auch ermäßigte Schulgeldbeiträge oft ein finanzielles Problem für sozial schwächere Familien dar, sodass Kinder aus diesen Familien implizit von Privatschulen ausgeschlossen werden. Obwohl das Schulgeld also eine Benachteiligung sozial schwächerer Familien impliziert, ist es den Schulen nicht möglich, auf das Schulgeld zu verzichten.

„Aber die Notwendigkeit, Schulgeld zu erheben und die Finanzierung damit zu sichern, stellt zwangsläufig vor ein Dilemma.“²⁶

Nun stellt sich die Frage, wie ein Ausbruch aus diesem Dilemma ermöglicht werden könnte. Die evangelische Kirche kann die Schulen nicht alleine finanzieren. Da diese in privater Trägerschaft sind, fehlt es an öffentlichen Zuschüssen für alles, was das Schulgebäude, die Ausstattung

²³ http://www.evangelischesgymnasium.at/diakonie/diakonischer_schwerpunkt.html

²⁴ <http://www.ekd.de/EKD-Texte/kindertageseinrichtungen3.html>

²⁵ Pollitt, Leuthold, Preis (Hrsg.) 2007, S. 93

²⁶ Ebd.

oder zusätzliche Arbeitsmaterialien betrifft.²⁷ Um auf das Schulgeld der Familien zu verzichten, könnte jede Schule Möglichkeiten der Finanzierung finden (eventuell durch Sponsoren, Fördervereine, Unterstützung durch Privatpersonen etc.), um jedem Kind den Besuch einer evangelischen Privatvolksschule zu ermöglichen. In diesem Zusammenhang können noch einmal die christlichen Werte in Erinnerung gerufen werden, die auch mit dem bereits weiter oben erwähnten Grundsatz „Jedes Kind hat Recht auf Bildung“²⁸ übereinstimmen.

Evangelische Schulen sollten also, auf Grund ihrer christlichen Grundhaltung, alle Kinder, egal welcher sozialen Herkunft, willkommen heißen. Das Selbstbild der Schulen lautet immerhin: „*Evangelische Schulen sind offen(er), tolerant(er)*“²⁹. Ihr Ziel ist es nicht, eine Eliteschule zu sein bzw. zu werden.³⁰ Ihr Ziel ist es, ihre SchülerInnen soweit zu fördern und zu unterstützen, dass sie die Schule gut ausgebildet verlassen und somit eine solide Basis für den weiteren schulischen Werdegang schaffen. Deshalb heißt es:

„Wir können und dürfen auf Eliten und Elitenbildung in unserer Gesellschaft im Sinne einer Funktionselite nicht verzichten, aber diese Elite muss austauschbar sein und die Zugänge zu ihr, die Bildungswege also, müssen offen gestaltet werden. Eliteschulen soll es also dann geben, wenn sie die soziale Mobilität fördert.“³¹

Das bedeutet also, dass evangelische Schulen nicht das Ziel haben, elitäre Familien über Generationen zu fördern, sondern der breiten Bevölkerung die Chance zu geben, in eine höhere soziale Schicht zu gelangen.

²⁷ Vgl.: ebd.

²⁸ http://www.politikundunterricht.de/2_05/a7-a10.htm

²⁹ Leuthold 2007, S. 58

³⁰ vgl.: http://www.pfarrerblatt.de/text_39.htm

³¹ http://www.pfarrerblatt.de/text_39.htm

„Anhand von Luthers Schulschrift ‚An die Ratsherren..‘ kann man sich klar machen, was auch heute noch evangelischerseits Schulemachen bedeuten kann. Es geht gerade nicht um die Bildung einer Standeselite, sondern um eine breite Allgemeinbildung für alle Jungen und Mädchen, damit sozialen Standesgrenzen überwunden werden. Bildung aus der Sicht Luthers ist insofern Elitebildung, als erst durch sie die Möglichkeit sozialer Mobilität (d.h. soziale Aufstiegschancen) geschaffen wird.“³²

An Luthers Schrift orientieren sich die evangelischen Privatschulen bis heute: Eltern sollen durch die Wahl einer solchen Schule die Möglichkeit haben, ihren Kindern eine bessere soziale Stellung in unserer Gesellschaft zu gewähren und somit gegebenenfalls einen Traditionsaufbruch in Bezug auf die soziale Schicht zu ermöglichen. Diese evangelischen Schulen wollen jene Kompetenzen vermitteln, die für einen solchen Umbruch wesentlich sind. Dabei bezieht sich Bildung nicht nur auf allgemeine Schulbildung, es wird unter anderem auch das selbstgesteuerte Lernen miteinbezogen. Die evangelischen Schulen stehen allen Menschen offen gegenüber und möchten in der Tradition von Luther, also im Hinblick auf die Möglichkeit, durch die Schulbildung in eine höhere soziale Schicht zu gelangen, ihre SchülerInnen ausbilden. In diesem Sinn muss der soziale Status der Eltern nicht zwingend an ihre Kinder weitergegeben werden.

In Bezug auf SchülerInnen, LehrerInnen und LeiterInnen der evangelischen Schulen gibt es geringe Abweichungen zu staatlichen Schulen, wie im nächsten Kapitel näher besprochen wird.

3.2.1 SchülerInnen, LehrerInnen und LeiterInnen

Der Unterricht an einer evangelischen Privatschule sollte im ganzheitlichen Sinne stattfinden. Das bedeutet, dass das Kind im Zentrum steht und seine individuellen Begabungen optimal gefördert werden.

³² http://www.pfarrerblatt.de/text_39.htm

Diesem ganzheitlichen Zugang gibt es schon seit Aristoteles. Der Philosoph war der Auffassung, dass „niemand ohne Wahrnehmung etwas lernen oder verstehen kann, und wenn man etwas erfasst, muß man es zugleich mit einem Vorstellungsbild erfassen.“³³ Die Erziehung und Bildung sollte auf jedes einzelne Kind abgestimmt werden, um es individuell zu fördern.³⁴ Dies soll unter anderem durch ein ausgesprochen harmonisches Schulklima ermöglicht werden. An evangelischen Schulen sind gegenseitige Achtung und Beachtung zentrale Anliegen.³⁵ Diese Werte sollten nicht nur im Religionsunterricht vermittelt werden, sondern wesentlicher Bestandteil des Schulalltages sein. Auch die Bindung zwischen Schule und Eltern ist ein wichtiges Anliegen: Durch regelmäßige Andachten und Gottesdienste, die Kinder, LehrerInnen und teilweise auch Eltern gemeinsam gestalten und feiern, wird die Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus intensiviert und gefestigt. Ein wichtiger Aspekt des Schulprogramms ist die Achtung jeder einzelnen Person. Ziel ist es außerdem, dass jedes Kind aktiv und eigenverantwortlich in der Schule mitarbeitet.³⁶ Dabei beschränkt sich die evangelische Volksschule nicht auf protestantische Kinder. Die nahe liegende Annahme, dass nur Kinder aus religiöser Sozialisation eine solche Schule besuchen, trifft nicht zu.³⁷ Es stimmt zwar, dass ein Großteil der Kinder einen christlichen Hintergrund aufweist. Gleichzeitig sind aber auch Kinder ohne religiöses Bekenntnis und Kinder aus anderen Konfessions- und Religionszugehörigkeit an diesen Schulen vertreten.³⁸ Auch neben der Religionszugehörigkeit gibt es keine besonderen Auswahlverfahren, wie z.B. in Bezug auf Schichtzugehörigkeit oder kulturellem Hintergrund. Auch wenn möglichst alle Kinder dieselbe Chance auf einen Schulplatz in einer evangelischen Privatschule haben sollten, kann gesagt werden, dass

³³ Aristoteles

³⁴ Vgl.: Bohne 1999, S. 153

³⁵ Vgl.: Scheilke 1999, S. 83

³⁶ Vgl.: Scheilke 1999, S. 83 - 84

³⁷ Vgl.: Bohne 1999, S. 153

³⁸ Vgl.: Baron 1999,

für die Eltern meist die christlichen Werte dieser Schulen von großer Bedeutung sind.

„Vielfach steht hinter der Schulwahl das Motiv der Eltern, ihre Kinder möchten wenigstens in der Schule mehr vom Christentum erfahren, als es in der eigenen Familie möglich war.“³⁹

Es kann also gesagt werden, dass „Schule [...] als Institution der Vermittlung von Kultur- und Religionsinhalten entstanden [ist].“⁴⁰ An diesen Werten sollen Lehrende an evangelischen Schulen immer noch festhalten.

„Unterricht an evangelischen Schulen erfordert ein pädagogisches Selbstverständnis, das ausgehend von der Grundlage eines christlichen Menschenbildes, die Beziehungen zwischen Lernenden und Lehrenden in den Mittelpunkt rückt. Der dahinterliegende Anspruch darf aber nicht als überhöhte Forderung an die Lehrkräfte mißverstanden werden. Lehrerinnen und Lehrer an evangelischen Schulen müssen auch die notwendige Unterstützung erhalten, um den Anforderungen in angemessener Weise gerecht werden zu können.“⁴¹

Für ein einheitliches Leitbild der evangelischen Privatvolksschulen also kann festgehalten werden, dass das einzelne Kind mit seiner ganzen Persönlichkeit ins Zentrum gestellt wird. Gezielte Fördermaßnahmen sollen jedes Kind in seiner Einzigartigkeit unterstützen sowie soziale Kompetenzen stärken. Damit dies gelingt, sollen die Lehrenden ein religiös pädagogisches Verständnis entwickeln. Hier stößt man oft an innere Grenzen, da immer der ganze Mensch im Blick sein sollte, jedoch der langfristige Erfolg erst in Zukunft festgestellt werden kann.⁴² Obwohl das Menschbild im Mittelpunkt steht, heißt es trotzdem nicht, dass

³⁹ Pfeiffer 1999, S. 82

⁴⁰ Bohnsack 1999, S. 89

⁴¹ Vgl.: Bohne 1999, S. 155

⁴² Vgl.: Bohne 1999, S. 155

fachliche und methodisch-didaktische Kompetenzen der Lehrpersonen weniger wichtig sind. Es ist jedoch so, dass sich die Perspektive und Motivation für pädagogisches Handeln verändern, wenn die einzelne Person und nicht das jeweilige Fach und die Stoffvermittlung im Zentrum stehen. Lehrende sollen also nicht nur während des Unterrichtes Vorbilder sein, sondern in ihrem ganzen Handeln eine Vorbildwirkung haben und diese auch leben. Kinder lernen nicht nur durch Vorträge, sondern vor allem durch Vorleben. Das heißt, dass die Lehrperson die christlichen Werte nicht einfach nach dem Unterricht vergessen sollte, sondern auch in den Pausen und im Leben außerhalb der Schule leben soll.

Auch die Schulleitung hat einen wesentlichen Einfluss auf die Ausrichtung einer Schule. Es kann gesagt werden, dass SchulleiterInnen an einer evangelischen Schule sich im Wesentlichen meist nicht von SchulleiterInnen an einer öffentlichen Schule unterscheiden. Zu den konventionellen Arbeitsbereichen kommt bei einer evangelischen Schule jedoch hinzu, dass sie mit einem christlichen Führungsstil geleitet werden sollte. Hier sollte also eine „ganzheitliche Sicht des Menschen zu ihren Idealen zählen“⁴³. Deshalb sind nicht nur organisatorische Angelegenheiten für eine/n Leiter/in wesentlich, sondern auch die Umsetzung der christlichen Werte. Hier müssen also

„individuelle Wertsetzungen, Bedürfnisse nach Annahme und Anerkennung, Ängste, Konflikte, Erlebnisse des Scheiterns und der Überforderung“⁴⁴

ernst- und wahrgenommen werden. Natürlich wird man all diese Werte auch an anderen Schulen finden, aber

„An einer evangelischen Schule wäre es wohl allein schon aus Achtung vor der Persönlichkeit der Mitarbeiter geboten.“⁴⁵

⁴³ Pfeiffer 1999, S. 103

⁴⁴ ebd.

3.3 Zusammenfassung

Ein für evangelische Volksschulen etabliertes Leitbild würde eine Orientierungshilfe für Eltern, SchülerInnen und LehrerInnen darstellen. Dadurch würde der Einblick in die Philosophie der evangelischen Schulen erleichtert werden. Für Familien, aber auch LehrerInnen wären die Besonderheiten dieser Schulen leichter nachvollziehbar. Ein Leitbild stellt zuerst eine Art Wunschbild dar, welches real werden soll. Durch die Auseinandersetzung mit dem Leitbild wird dieses verinnerlicht und somit sollte das Wunschbild immer mehr Realitätscharakter bekommen. Da ein solches Leitbild jedoch (noch) nicht vorhanden ist, wurde versucht, ein solches zu erarbeiten.

Es wurde festgestellt, dass sich SchülerInnen, LehrerInnen oder LeiterInnen von Privatschulen von denen einer öffentlichen Schule nicht wesentlich unterscheiden. Dennoch kann gesagt werden, dass es ein zentrales Anliegen von evangelischen Privatvolksschulen ist, dass die gesamte Persönlichkeit eines Kindes im Vordergrund steht und die Kinder durch gezielte Fördermaßnahmen unterstützt werden sollen. Außerdem stehen in evangelischen Privatvolksschulen christliche Werte im Vordergrund, die in erster Linie von den LehrerInnen – sowohl im Schulleben als auch privat – zum Ausdruck gebracht werden. Auf diese Weise haben sie eine Vorbildwirkung, die einen wesentlichen Einfluss auf die Kinder hat. Eine weitere Besonderheit evangelischer Privatvolksschulen ist, dass die Kinder unabhängig von ihrer sozialen Schicht und ihrem kulturellen Hintergrund denselben Zugang zu Bildung erhalten sollen. Somit soll es allen Kindern möglich sein, durch Bildung in eine höhere soziale Schicht zu gelangen – ein Aspekt, der für die vorliegende Arbeit von großer Bedeutung ist.

⁴⁵ ebd.

4. Darstellung sozialer Schichtzugehörigkeiten

Das vorliegende Kapitel beschäftigt sich mit der Verbindung zwischen der sozialen Schichtzugehörigkeit und der Schulbildung. Dass das Schulsystem generell Probleme bezüglich Schullaufbahnen in Zusammenhang mit der sozialen Herkunft von Kindern aufweist, wurde durch PISA bestätigt. Denn bis jetzt kam es eigentlich

„nicht zu einer Öffnung des Bildungswesens für Kinder und Jugendliche aus den unteren sozialen Schichten“⁴⁶.

Es kann sogar gesagt werden, dass das Gegenteil der Fall ist, denn es ist bekannt

„dass Kinder mit ungleichen sozialen und kulturellen `Startkapital` in das Bildungssystem eintreten und dort so `sortiert` werden, dass sie überwiegend in das ebenfalls soziale gestufte Berufssystem gelenkt werden.“⁴⁷

Das bedeutet, dass es Kindern kaum ermöglicht wird, von einer niedrigeren sozialen Schicht in eine höhere zu gelangen, da die Rahmenbedingungen, die diese Veränderung begünstigen würden, fehlen. Somit ist nicht nur der familiäre Hintergrund ausschlaggebend für die jeweilige soziale Schicht, sondern auch die Schule, die in weiterer Folge zum Beruf führt, der einer bestimmten Schicht entspricht. Denn die Schule schafft es nur sehr selten, familiäre Verhältnisse aufzulösen und abzuändern.

Nun versuchen evangelische Volksschulen – wie es auch das in dieser Arbeit ausgearbeiteten Leitbild zeigt – durch gezielte Fördermaßnahmen

⁴⁶ <http://www.agprim.uni-siegen.de/inprint/brue-pisa.02r.pdf>, S. 12

⁴⁷ Vester 2006, S. 14

soziale Kompetenzen zu verstärken und aufzubauen, denn diese sind für einen Schichtwechsel unumgänglich. Dies findet an den unterschiedlichen Schulen in unterschiedlichen Formen statt. An der evangelischen Volksschule Lutherplatz in Wien findet das z.B. an den so genannten „Aktionstagen“ statt. An diesen Tagen werden die Kinder jeder Klasse in klassenübergreifende Kleingruppen eingeteilt und arbeiten jeden Freitag an einem ausgewählten Projekt, welches sich auf unterschiedlichsten Sachthemen bezieht. Jede zuvor eingeteilte, klassenübergreifende Gruppe erarbeitet in den verschiedenen Stationen unterschiedliche Bereiche des jeweiligen Themas, welches dem Lehrplan entnommen wird. Diese Stationen werden von den Lehrerinnen mit anschaulichen Materialien, Versuchen ect. vorbereitet. Die eingeteilten Gruppen gehen von Station zu Station um dort in anschaulicher Weise das Sachthema zu erkunden. So lernen die Kinder auf anschauliche Weise.

Das Wechseln von einer niedrigeren sozialen Schicht in eine höhere soziale Schicht ist, laut Coleman, aufgrund des Besuches einer Privatschule eher gewährt. Er fand z.B. im Zuge einer Untersuchung heraus, dass Kinder, die Privatschulen besuchen, ein besser ausgebildetes Humankapital haben, also ein ausgeprägteres soziales Verständnis aufweisen.⁴⁸ Dies ist laut Coleman auch der Grund dafür, dass jene Kinder, die Privatschulen besuchen, eher den Sprung in eine höhere soziale Schicht schaffen als Kinder aus öffentlichen Schulen. Coleman sieht den Grund für diesen Traditionsaufbruch darin, dass in Privatschulen das soziale Kapital mehr gefördert wird. Das bedeutet, dass Kinder aus Privatschulen ein größeres Netz zwischenmenschlicher Beziehungen aufbauen und so in weiterer Folge gesellschaftliche Werte und soziale Ziele leichter übernehmen. Er fand durch seine Studie heraus, dass SchülerInnen aus privaten Schulen mehr wissen als SchülerInnen aus öffentlichen Schulen. Dies ist, so Coleman, auf die Förderung des

⁴⁸ Vgl.: Coleman: 1991, S. 321

sozialen Kapitals zurückzuführen. Das soziale Kapital ist bei der Bildung von Humankapital von wesentlicher Bedeutung.⁴⁹ Coleman erklärt hierzu

„dass Bildungseinrichtungen nur dann erfolgreich arbeiten können, wenn die Kinder und Jugendlichen soziales Kapital besitzen, das heißt, wenn sie in einem Netzwerk sozialer Beziehungen groß geworden sind, das die Übernahme sozial anerkannter Ziele, Werte und Einstellungen fördert und unterstützt.“⁵⁰

Wie bereits erläutert wurde, ist das Ziel evangelischer Schulen der Erhalt oder die Verbesserung der sozialen Schicht jener Kinder, die eine solche Schule besuchen. Um dies zu erreichen, müssen nach Boudon⁵¹ jedoch zwei Herkunftseffekte bedacht werden:

1. Der „primäre Herkunftseffekt“:

Hierbei geht es um die Sozialisation durch die Eltern und die im Elternhaus erworbenen kognitiven Kompetenzen.

2. Der „sekundäre Herkunftseffekt“:

Hierbei handelt es sich um die Entscheidung, in welche weiterführende Schule die Kinder gehen sollen. Bei diesem Entscheidungsprozess ist die Entscheidung der Eltern, die durch ihre soziale Herkunft beeinflusst wird, zentral.

Das heißt, evangelische Schulen müssen dort ansetzen, wo Kinder aus sozial niedrigeren Schichten wenig Unterstützung erhalten. Denn nur so wäre eine gut funktionierende evangelische Schule heutzutage vorstellbar, damit sie attraktiv bleibt und nicht zu einem Prestigezeichen der oberen sozialen Schicht wird.

Die soziale Schichtzugehörigkeit steht meist unmittelbar mit dem Beruf in Zusammenhang. Diese Verbindung hat auch eine Auswirkung auf die

⁴⁹ Vgl.: Baumert/Stanat/Watermann (Hrsg): 2006, S. 23

⁵⁰ Baumert/Stanat/Watermann (Hrsg): 2006, S. 23

⁵¹ vgl.: Vester Michael 2006, S.16

Schulbildung. Wie Vester erklärt, belegen Studien, dass die Chancen für Kinder aus einer oberen Dienstklasse, ein Gymnasium zu besuchen, 4,28-mal so hoch ist wie die Chancen eines Facharbeiterkindes.⁵² Evangelische Schulen haben das Ziel, diese Zahl auszugleichen. Dennoch kann gesagt werden, dass auch in evangelischen Privatvolksschulen nicht allen Kindern und Jugendlichen der Zugang zu höheren Ausbildungsstufen gewährt wird. Die Thematik sozialer Disparitäten in der Bildungsforschung wurde auch von PISA beleuchtet. „Der Zugang zu einzelnen Schulformen“ ist „nicht allen Kindern und Jugendlichen in gleicher Weise offen.“⁵³ Denn, wie bereits erwähnt wurde, gehen Kinder aus höheren sozialen Schichten eher ins Gymnasium als Kinder aus niedrigeren sozialen Schichten. Dies kann auch mit der Schulbildung der Eltern in Verbindung stehen. Denn meist haben auch Eltern aus höheren sozialen Schichten eine höhere Ausbildung genossen. Die Kinder dieser Eltern schlagen in weiterer Folge einen vergleichbaren Bildungsweg ein. Dasselbe gilt für Eltern und Kinder aus niedrigeren sozialen Schichten. Auch Blossfeld geht auf diesen Aspekt ein:

„Es ist offensichtlich geworden, dass die großen Unterschiede nicht so sehr in den ökonomischen Rahmenbedingungen liegen [...], sondern in den kulturellen Bedingungen der Familie [...]. Eltern, die das Schulsystem aus eigener Erfahrung kennen und die ihren Kinder bei den Hausaufgaben helfen können, sind also eher bereit, ihre Kinder auf die weiterführenden Schulen zu schicken.“⁵⁴

Welcher sozialen Klasse die nächste Generation angehören wird, wird somit durch die kulturelle und kommunikative Praxis in der Familie vermittelt, denn hier entstehen wesentliche Lern- und Entwicklungssituationen. Weiters wird die soziale Schicht anhand der sozioökonomischen Stellung der Familie bestimmt. Diese

⁵² vgl.: Vester Michael 2006, S.18

⁵³ Baumert/Stanat/Watermann (Hrsg): 2006, S. 11

⁵⁴ Blossfeld 2007, S.506

sozioökonomische Stellung wird bei PISA unter anderem über die Berufstätigkeit der Eltern erfasst. Dies ist jedoch kritisch zu beleuchten, da der tatsächlich ausgeübte Beruf nichts über die höchste abgeschlossene Ausbildung der Eltern aussagt. Denn nicht jede Person arbeitet ein Leben lang in der Berufssparte, die sie ursprünglich angestrebt hat. Bei PISA wird die Schicht weiters über finanzielle Mittel, Macht und Prestige bestimmt. Auch andere Gesichtspunkte der sozialen Herkunft, wie kulturelles und soziales Kapital (genauere Definition von Kapital im Kapitel 4.1) werden bei PISA beleuchtet. Dadurch wurde es möglich gemacht, den sozialen Background der Schüler/innen zu beschreiben und analytisch zu zerlegen.⁵⁵

Evangelische Schulen heißen, wie bereits oben erörtert wurde, alle Kinder, egal welcher sozialen Herkunft, willkommen. Nicht nur in den Kreisen der evangelischen Schulen ist zu beobachten, dass es zu einer zunehmenden Bildungsbeteiligung aller sozialen Schichten gekommen ist. Während in den 60er Jahren rund 16% der SchülerInnen das Gymnasium besuchten, sind es jetzt bereits 30%.⁵⁶

Eine aktuelle Studie besagt, dass der sozioökonomische Status der Eltern immer noch sehr stark die Bildungsentscheidungen, die sie für ihre Kinder treffen, beeinflusst.⁵⁷ Nach wie vor kann beobachtet werden, dass Familien aus höheren sozialen Schichten ihre Kinder für ihre eigene Schicht qualifizieren und ihnen eine dementsprechende Ausbildung gewähren. In Österreich gehen 24,8% der Kinder, deren Familie einer Hilfstätigkeit nachgehen, in eine zur Matura führende Schule, gleichzeitig besuchen 74,3% der Kinder aus Familien, in denen die Eltern einer hochqualifizierten Tätigkeiten nachgehen, eine Schule, die sie mit Matura abschließen können.⁵⁸

⁵⁵ vgl.: Baumert/Stanat/Watermann (Hrsg): 2006, S. 11 - 12

⁵⁶ vgl.: Becker: 2004, S. 9

⁵⁷ vgl.: <http://derstandard.at/?url=/?id=2865314>

⁵⁸ vgl.: http://www.armutskonferenz.at/armutskonferenz_sechstearmutskonferenz_mythos%20wer%20will%20kann%20gewinnen.htm

Obwohl immer mehr Kinder aus niedrigeren sozialen Schichten eine höhere Ausbildung genießen, ist der soziale Ausgleich noch nicht geschaffen. Es wird aber davon ausgegangen, dass Bildung die Voraussetzung für viele unterschiedlichen Lebenschancen ist. Diese Lebenschancen werden von der Elterngeneration auf die nächste Generation übertragen.⁵⁹ Somit bleiben Kindern aus niedrigeren sozialen Schichten oft bestimmte Chancen verwehrt. Dieser Tatsache wollen evangelische Schulen entgegenwirken: Die evangelischen Schulen wollen leitbildgemäß allen Menschen offen gegenüber stehen. Sie sollen (und wollen) unter anderem als Sprungbrett in eine höhere soziale Schicht dienen. Nur wenn ein Übergang (durch Bildung) von einer niedrigeren sozialen Schicht in eine höhere ermöglicht wird, muss der soziale Status der Eltern nicht zwingend an ihre Kinder weitergegeben werden.

Wie bereits erwähnt wurde, spielt das soziale Kapital der Kinder bei einem Übergang von einer bestimmten sozialen Schicht in eine andere eine zentrale Rolle. Zum besseren Verständnis der Rolle von Kapital sollen im Folgenden die Kapitalformen nach Bourdieu beschrieben und ihre Auswirkung auf die soziale Schichtzugehörigkeit aufgezeigt werden.

4.1 Kapitalstrukturen nach Bourdieu

In diesem Kapitel wird vorerst beschrieben, welche Kompetenzen bzw. welches Kapital benötigt wird, um von einer niedrigeren sozialen Schicht in eine höhere soziale Schicht zu gelangen. Dies passiert mit Hilfe der von Bourdieu ausgearbeiteten „Kapitaltheorie“.

Bourdieu erklärt, dass Kapital nicht einfach zu erwerben ist, denn es ist kein Glücksspiel:

⁵⁹ vgl.: Becker: 2004, S.9ff.

„Beim Roulette z.B. kann in kürzester Zeit ein ganzes Vermögen gewonnen und damit gewissermaßen in einigen Augenblick ein neuer sozialer Status erlangt werden; im nächsten Augenblick kann dieser Gewinn aber bereits wieder aufs Spiel gesetzt und vernichtet werden.“⁶⁰

Spielt man Roulette, hat man keine Sicherheit, ein bestimmtes „Vermögen“ zu erhalten. Die jeweilige Person ist also per Zufall zu einem bestimmten Kapital gekommen. Das alte Sprichwort „Wie gewonnen so zerronnen“, wird beim Roulettespiel wieder zum Leben erweckt. Denn Gewinne werden wieder aufs Spiel gesetzt und können somit im nächsten Moment wieder vernichtet, also wieder verloren werden. Dieses Zitat unterstreicht die Tatsache, dass sozialer Status nicht einfach gewonnen werden kann. Denn dazu wird laut Bourdieu unterschiedliches Kapital benötigt, wie später noch genauer erklärt wird. Kapital muss erworben werden, das heißt, dass es viel Zeit in Anspruch nimmt, da es verinnerlicht werden muss. Ist es einmal verinnerlicht, hat es eine große Überlebenstendenz. Bourdieu zeigt mithilfe der unterschiedlichen Kapitalien, auf die in weiterer Folge genauer eingegangen werden soll, auf, dass man eine höhere soziale Schicht nicht einfach gewinnen kann, sondern dass ein langer Prozess dahinter steht. Hier wird aufgezeigt, dass auch soziale Schicht erarbeitet werden muss.

Im Folgenden werden Bourdieus „ökonomisches Kapital“, „kulturelles Kapital“ und „soziales Kapital“ erläutert und diskutiert.⁶¹

4.1.1 Das ökonomische Kapital

Das ökonomische Kapital ist das einzige Kapital, das unmittelbar mit Geld austauschbar ist. Es ist also der Besitz von Waren jeglicher Art, wie z.B. Unternehmen, Eigentum, Aktien u.v.m. Je mehr ökonomisches Kapital man besitzt, desto höher ist in der Regel die soziale Schichtzugehörigkeit.

⁶⁰ Bourdieu in: Kreckel 1983, S. 183

⁶¹ Vgl.: Bourdieu in: Kreckel 1983, S. 183 - 198

Dieses Kapital kann man jedoch verlieren, was zu einem Schichtabstieg führen würde.

4.1.2 Das kulturelle Kapital

Kulturelles Kapital kann als „Bildungskapital“ bezeichnet werden. Es handelt sich dabei um ein Kapital, welches den Bereich Bildung umfasst und vor allem von den Eltern, aber auch durch die Schule weitergegeben wird. Diese Weitergabe erfolgt in der Regel oft unbewusst. Die Entwicklung dieses Kapitals benötigt sehr viel Zeit.

Bestimmtes Verhalten wird somit über einen sehr langen Zeitraum verinnerlicht. Wurde ein bestimmtes Verhalten, also ein bestimmter Aspekt des sozialen Kapitals, aufgenommen, kann es nicht mehr abgelegt werden, da es nicht unabhängig von der jeweiligen Person bestehen kann. Die jeweilige Person wird somit zum Kapital.

Somit wird das jeweilige Verhalten zu einem festen Bestandteil der eigenen Persönlichkeit, wie z.B. eine typische Sprechweise einer bestimmten Klasse. Weiters wird dieses Kapital

„auf dem Weg der sozialen Vererbung weitergegeben, was freilich immer im Verborgenen geschieht und häufig ganz unsichtbar bleibt.“⁶²

Hier unterscheidet Bourdieu zwischen inkorporiertem Kulturkapital, objektiviertem Kulturkapital und institutionalisiertem Kulturkapital.

a) Inkorporiertes Kulturkapital

Inkorporiertes Kulturkapital ist verinnerlichtes Kapital, das nicht abgelegt, dennoch aber weitergegeben werden kann. Hier ist ein großer Unterschied zum ökonomischen Kapital zu erkennen. Denn das kulturelle

⁶² Bourdieu in: Kreckel 1983, S. 187

Kapital kann weitergegeben werden, ohne dass es verloren geht. Wenn das ökonomische Kapital weitergegeben wird, verliert es die jeweilige Person.

b) Objektiviertes Kulturkapital

Eine Eigenschaft des objektivierten Kulturkapitals ist, dass

„materiell übertragbar, auf dem Weg über seine materiellen Träger (z.B.: Schriften, Gemälde, Denkmäler, Instrumente usw.).“⁶³

ist. Dieses Kapital ist also materieller Art und kann somit wie ökonomisches Gut gehandhabt werden.

c) Institutionalisiertes Kulturkapital

Institutionalisiertes Kulturkapital kann schulisch bzw. institutionell erworben werden – hierbei handelt es sich z.B. um akademische Titel, wie Diplomingenieur/in, Magister/Magistra, Doktor/in. Dies sind Titel, die der Demonstration von erworbenem Wissen dienen. Durch den Erwerb eines solchen Titels, welcher „seinem Inhaber einen dauerhaften und rechtlich garantierten konventionellen Wert überträgt“⁶⁴ steigert das Ansehen in der Gesellschaft. Meist ist mit der tertiären Ausbildung ein höheres Gehalt verbunden.

4.1.3 Das soziale Kapital

Das soziale Kapital ist direkt mit der „Zugehörigkeit zu einer Gruppe“⁶⁵ verbunden. Es stellt somit ein Netz sozialer Beziehungen dar, in welchem die Beziehungen zwischen den einzelnen Personen wesentlich sind.

„Sozialkapitalbeziehungen können nur in der Praxis auf der Grundlage von materiellen und/oder symbolischen Tauschbeziehungen existieren.“⁶⁶

⁶³ Bourdieu in: Kreckel 1983, S. 189

⁶⁴ Bourdieu in: Kreckel 1983, S. 190

⁶⁵ Bourdieu in: Kreckel 1983, S. 191

Soziales Kapital erleichtert den Aufbau von Beziehungen zu Menschen mit ähnlichem Kapitalvolumen. Zum sozialen Kapital zählen aber auch Charaktereigenschaften, wie gutes Benehmen, Sprechweise usw., denn hier lässt sich die ursprünglich Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe bzw. Schicht erkennen.

Aus dieser kurzen Darstellung wird ersichtlich, dass soziale Schichten nicht von heute auf morgen verändert werden können. Die Änderung der Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht bedarf vieler Bemühungen, darunter ist die Erziehung sowohl durch die Familie als auch durch die Schule ein wesentlicher Aspekt. Wird eine bestimmte soziale Stellung selbst erarbeitet, braucht es sehr viel Zeit und Aufwand.

Dass Kinder ihre soziale Schicht verändern, liegt nach Bourdieu nur zu einem geringen Prozentsatz allein an der Schule. Viele Faktoren spielen hierbei eine Rolle. Nur im „Inkorporierten Kulturkapital“ und im „Institutionalisierten Kulturkapital“ kann herausgelesen werden, dass Schule und Bildung diesbezüglich Einflüsse haben.

Dass jedes Kind soviel kulturelles und soziales Kapital nur über die Schule erhält, sodass im Endeffekt Chancengleichheit⁶⁷ gegeben ist, ist schier unmöglich. Wenn man das Wort Chancengleichheit genauer betrachtet, bestätigt es Bourdieus „Roulette-Theorie“. Denn Bourdieu spricht vom Glückspielen, also vom Glücksfall, und der ist nichts anderes als eine Chance, die man hat und die man leicht verspielen kann.

⁶⁶ Bourdieu in: Kreckel 1983, S. 191

⁶⁷ Chancengleichheit:

Chancengleichheit steht für das „Grundrecht auf Bildung für jedermann“ (BÖHM 2000, S. 107). Jedem Menschen sollen gleichen Bildungsmöglichkeiten -also Bildungschancen- möglich sein, egal welchen sozialen oder kulturellen Hintergrund sie haben. Alle Jugendlichen sollen den Weg einschlagen können, der ihren individuellen Begabungen und Fähigkeiten entspricht und der diese optimal fördert. Dies kann jedoch nur erreicht werden, wenn jedem Menschen die gleiche Möglichkeit auf weiterführende Bildungswege zuteil wird. (vgl.: BÖHM 2000, S. 107-109)

Aber nicht nur Bourdieu spricht von dieser „Zweigleisigkeit“ der Schichtübernahme. So erklärt Müller-Benedict, dass

„der sekundäre soziale Effekt, der vor allem durch die Eltern-Entscheidung für Übergänge auf verschiedene Schulformen sichtbar wird, mindestens so groß ist wie der primäre soziale Effekt, der Einfluss der familiären Sozialisation in allen ihren Facetten.“⁶⁸

Unter „primärer sozialer Effekt“ und „sekundärer sozialer Effekt“ ist daher Folgendes zu verstehen:

- Primärer sozialer Effekt:
Das bessere oder schlechtere Leistungspotenzial ist abhängig von Interessen, Fähigkeiten und Fertigkeiten des jeweiligen Kindes. Dabei ist zu bemerken, dass Kinder aus höheren sozialen Schichten in der Regel einen besseren Schulerfolg aufweisen.⁶⁹
- Sekundärer sozialer Effekt:
Der sekundäre soziale Effekt beschreibt die unbeabsichtigte, falsche Einschätzung des Kindes durch das Lehrpersonal oder die Eltern. So wird das wahre Leistungspotenzial nicht erkannt bzw. gefördert, was zur Folge hat, dass – ungeachtet vom Lernpotenzial es Kindes – Kinder aus bestimmten höheren sozialen Schichten eher Schulerfolg haben.⁷⁰

Beide sozialen Effekte weisen darauf hin, dass die soziale Schichtzugehörigkeit durch die Familie weitergegeben wird. Selbst wenn ein Kind aus einer niedrigeren Schicht das gleiche Leistungspotential entwickeln konnte wie ein Kind aus einer höheren Schicht, kann noch lange nicht von Chancengleichheit gesprochen werden, da soziale Strukturen, die im Schulsystem und im Lehrpersonal verankert sind, den Weg des Kindes

⁶⁸ Müller – Benedict: 2007, S.615

⁶⁹ Müller – Benedict: 2007, S.616 - 618

⁷⁰ Ebd.

beeinflussen. Es ist selten möglich, dass ein Kind aus einer unteren Schicht das gleiche Leistungspotential aufweist wie ein Kind aus einer oberen Schicht. Dennoch kann gesagt werden, dass es nicht vollkommen ausgeschlossen werden kann.

Erhält ein Unterschichtkind die gleichen intellektuellen Anregungen wie ein Kind aus einer oberen Schicht, bzw. ein Oberschichtkind so wenige Anregungen wie ein Unterschichtkind, gibt es Kinder in beiden Schichten, die das gleiche Leistungspotential entwickeln. Allgemein kann aber gesagt werden, dass Kinder aus der Oberschicht eher eine höhere Bildungskarriere einschlagen als Kinder aus einer Unterschicht. Das liegt nicht zuletzt am ökonomischen Kapital der Eltern.⁷¹ Denn diese Eltern können eher zu zusätzlichen Fördermaßnahmen greifen, da diese meist teuer sind.

Vom „Roulette“ bei dem Verhältnis zwischen Schichtzugehörigkeit und Schulbildung kann also, wie bereits Bourdieu erkannt hat, nicht die Rede sein. Die soziale Schicht zu ändern, ist harte Arbeit und benötigt viel Zeit.

4.1.4 Die empirische Umsetzung von Bourdieus sozialen Effekten

Abschließend zu diesem Kapitel soll hier noch kurz dargestellt werden, mit welchem Begriff im empirischen Teil gearbeitet wird. Als wichtig stellte sich bei der Erarbeitung und Auswertung des Fragebogens die Elternaspiration dar. Dabei geht es darum, welche Schullaufbahn Eltern für ihre Kinder planen. Diese Aspirationen erwähnt auch Bourdieu, wenn er den primären und sekundären sozialen Effekt beschreibt, welcher genau diese Thematik beinhaltet. Denn im „primären sozialen Effekt“ spricht er davon, dass Kinder aus höheren sozialen Schichten einen besseren Schulerfolg aufweisen, auch wenn das Leistungspotential nicht so ausgeprägt ist. Weiters meint er im „sekundären sozialen Effekt“, dass

⁷¹ Müller – Benedict: 2007, S.620

durch falsche Einschätzung der Eltern, aber auch der Lehrpersonen, das wahre Leistungspotential oft nicht erkannt wird. Diese Einschätzung könnte also vom wirklichen Potential abweichen, da Lehrpersonen und Eltern voreingenommen sind. Kinder aus einer höheren sozialen Schicht könnten somit automatisch als „besser“ eingestuft werden. Somit kann davon ausgegangen werden, dass Eltern aus höheren sozialen Schichten eine längere und höher qualifizierte Schullaufbahn für ihre Kinder planen als Eltern aus niedrigen sozialen Schichten – von dieser Entscheidung bleibt jedoch das wahre Potential des Kindes oftmals ausgeschlossen.

Er spricht davon, dass vor allem Eltern einen direkten Einfluss auf die schulische Laufbahn des Kindes haben. Diese Aspirationen stellen den Grundstock des schulischen Werdegangs dar. Denn wenn eine Familie hohe Leistungsanforderungen an ihr Kind stellt, werden diese erfüllt, da diese Familien meist auch die finanziellen Möglichkeiten haben, ihrem Kind zusätzliche Förderung zu gewähren. Wenn eine Familie jedoch nur den Pflichtschulabschluss für ihr Kind vorsieht, wird es in der Regel – auch wenn vielleicht mehr Potential vorhanden ist – nur diesen absolvieren.

Diese Elternaspirationen stellen also den Grundstock für eine höhere Ausbildung und somit auch die Basis für den Wechsel von einer niedrigeren sozialen Schicht in eine höhere soziale Schicht, d.h. für Schichtmobilität, dar.

4.2 *The Constant Flux*

In *The Constant Flux* (1992) wird eine gleichnamige Studie zur Schichtmobilität der Industriegesellschaft vorgestellt, die von Robert Erikson and J. H. Goldhorpe entwickelt wurde.

Nach der Diskussion zum Thema Schicht wird nun die von den beiden Wissenschaftlern entwickelte Schichteinteilung und ihre Hintergründe erläutert und anschließend diskutiert.

4.2.1 Ausgangspunkt der Studie

Der Ausgangspunkt der Autoren ist die Beziehung zwischen dem zentralen Prinzip der Arbeitsteilung in Industriegesellschaften und den vorherrschenden sozialen Strukturen. Da die Arbeitsteilung die Gesellschaftsstruktur definiert und diese Struktur von den Individuen, die sie bevölkern, bestimmt wird, ist die Mobilität zwingendermaßen ein wichtiges Thema. Erikson und Goldhorpe (E&G von hieran) argumentieren, dass Mobilität letztendlich für die politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Unterteilungen hauptverantwortlich ist, nämlich, dass

“mobility rates and patterns may be seen as a persisting and pervasive factor shaping the ways in which the members of a society define themselves, and in turn the goals they pursue and the beliefs and values that they seek to uphold or contest.”⁷²

Diese zentrale Stellung von Mobilität innerhalb von Industriegesellschaften wird auch von AnhängerInnen anderer theoretischer Ansätze hervorgehoben. Mithilfe quantitativer Methoden untersucht *The Constant Flux* die im nächsten Abschnitt vorgestellten zeitgenössischen Theorien.

4.2.2 Die sozialen Schichten und Datenerhebung

Die Einteilung in soziale Schichten kann durchaus als eine nicht triviale Aufgabe betrachtet werden, denn es geht darum, die vorherrschenden Strukturen in Industriegesellschaften aufzuzeigen. Das Schema von G&E basiert auf der Einteilung in:

- (a) ArbeitgeberInnen, die Arbeitskraft kaufen (Einteilung nach Größe),
- (b) Selbstständige, welche Arbeitskraft weder kaufen noch verkaufen
(Unterscheidung von Industrie oder Landwirtschaft),

⁷² Erikson and Goldthorpe (1992) *The Constant Flux*, S. 2

(c) und ArbeitnehmerInnen, welche Arbeitskraft verkaufen (Einteilung nach Art des Vertrages).

G&E gehen in ihrem Modell von einer bestimmten gesellschaftlichen Aufteilung in bestimmte Schichten aus. Dabei werden verschiedene Schichten definiert, in der vollen Version elf unterschiedliche Schichten mit sieben Hauptschichten, welche in Tabelle 1 veranschaulicht werden. Bei der Schichtaufteilung ist zu beachten, dass sich z. B. ArbeitgeberInnen und ArbeitnehmerInnen Schichten teilen können, so finden sich GroßunternehmerInnen und ArbeitnehmerInnen in Managementposition beide in der Klasse I wieder. Die „unterste“ Schicht sind die landwirtschaftlichen (und andere) ArbeiterInnen in der Rohstoffgewinnung. Jede Art der Einteilung in soziale Schichten sollte kritisch evaluiert werden. G&E betonen, dass ihr Schema nicht bedeutet, dass eine Gesellschaft wirklich genau dieser Art von Schichtstruktur unterliegt. Es handelt sich vielmehr um einen Vorschlag, in welche Schichten die Industriegesellschaft eingeteilt werden kann.

Tabelle I. Schichtschema nach G&E

Lange Version	Kurze Version	
Elf Schichten	Sieben Schichten	Fünf Schichten
I Fachleute höheren Ranges, Manager, GroßeigentümerIn, GeschäftsführerInnen, VerwaltungsbeamtInnen.	I + II Dienstleistungen: Fachleute, VerwaltungsbeamtInnen, GeschäftsführerInnen, ManagerInnen, AbteilungsleiterInnen von nicht-manuelle ArbeiterInnen.	I – III Angestellte
II Fachleute niedrigeren Ranges, VerwaltungsbeamtInnen und GeschäftsführerInnen; ManagerInnen in kleinen Betrieben, AbteilungsleiterInnen von nicht-manuelle ArbeiterInnen.		
IIIa Angestellte mit nicht-manueller routinemäßiger Arbeit des höheren Ranges (Tätigkeitsbereich z.B.: Verwaltung und Handel).	III Angestellte mit nicht-manueller und routinemäßiger Arbeit	
IIIb Angestellte mit nicht-manueller, routinemäßiger Arbeit (Verkauf und Dienstleistungen).		
IVa KleineigentümerInnen, HandwerkerInnen etc., mit Angestellten.	IVa+b Kleinbürgertum: HandwerkerInnen, KleineigentümerInnen.	IVa+b Kleinbürgertum
IVb KleineigentümerInnen, HandwerkerInnen etc., ohne Angestellte.		
IVc LandwirtInnen und KleinaktionärInnen; andere Selbstständige in der Rohstoffproduktion.	IVc LandwirtInnen und KleinaktionärInnen; andere Selbstständige in der Rohstoffproduktion.	IVc – VIIb LandwirtInnen
V TechnikerInnen des niedrigeren Ranges,		

AbteilungsleiterInnen von
ArbeiterInnen mit manueller
Tätigkeit.

ArbeiterInnen

VI Gelernte ArbeiterInnen mit
manueller Tätigkeit

VIIa Angelernte und
ungelernte ArbeiterInnen mit
manuellen Tätigkeiten (nicht in
der Landwirtschaft etc.).

VIIa Angelernte und
ungelernte ArbeiterInnen
mit manueller Tätigkeit
(nicht in der
Landwirtschaft etc.).

VIIa
Ungelernte
ArbeiterInnen

VIIb LandarbeiterInnen und
andere ArbeiterInnen in der
Rohstoffproduktion.

VIIb LandarbeiterInnen
und andere
ArbeiterInnen in der
Rohstoffproduktion.

Anmerkung: Manuelle Tätigkeiten sind handwerkliche Tätigkeiten;
nicht manuelle Tätigkeiten beschreiben den nicht
handwerklichen Tätigkeitsbereich

Anhand eines simplen Beispielen, am Beruf des Landwirtes, soll dargestellt werden, dass derselbe Beruf in unterschiedlichen Schichten wiedergefunden werden kann. Für diese beispielhafte Darstellung soll die in Tabelle 1 vorgestellten „kurze Version“ mit sieben Schichten herangezogen werden. Im Folgenden wird anhand der unterschiedlichen Schichten aufgezeigt, wie unterschiedlich die Tätigkeit bzw. Stellung eines Landwirtes sein kann, wodurch sich die Schichtzugehörigkeit ändert.

Schicht I + II: Zum einen kann der Landwirt als Großigentümer bezeichnet werden und ist dadurch im Schichtmodell an oberster Stelle. Hat ein Landwirt viel Besitz, hat er mit Sicherheit Angestellte, um sein Land zu bewirten. Dann ist er gewissermaßen ein Manager, um die Arbeit seiner Angestellten zu organisieren.

Schicht III: Hat er jedoch nicht soviel Besitz, geht er dennoch Jahr ein Jahr aus einer routinemäßigen Arbeit nach, die er den Naturgesetzen anpassen muss.

Schicht IV a + b: Besitzt ein Landwirt nicht sehr viel Grund, ist er zumindest ein Kleineigentümer. Denn Land braucht er, um seiner Tätigkeit nachzukommen.

Schicht IV c: Er produziert Rohstoffe.

Schicht V + VI: Er hat die Landwirtschaftslehre absolviert und lernte dadurch innovative Methoden kennen.

Schicht VII a: Er hat sein Wissen nicht aus einer Institution, sondern von seinen Eltern übernommen. Dadurch hat er keine neuen Wege und Techniken kennen gelernt.

Schicht VII b: Er hat keinen Grundbesitz. Er ist „nur“ als Hilfsarbeiter in einem landwirtschaftlichen Betrieb angestellt. Genau genommen kann er nicht mehr als Landwirt bezeichnet werden.

Dieses Beispiel soll aufzeigen, dass es sehr schwer ist, Schicht über einen bestimmten Beruf zu definieren. So zeigt das Beispiel mit den Landwirten deutlich, dass ein Beruf wenig über das höchste abgeschlossene Bildungsniveau aussagt. Denn ob ein Landwirt Matura hat oder gar ein abgeschlossenes Studium, ist nirgendwo ersichtlich. Dies ist wahrscheinlich auch der Grund dafür, warum G&E darauf beharren, dass die Einteilung aufgrund der Berufsbezeichnung in soziale Schichten kritisch betrachtet werden soll.

Auch die Datenerhebung ist laut G&E bei einer empirischen Mobilitätsstudie nicht unproblematisch. Nationalstaatlich organisierte Befragungen zum Thema Mobilität werden zwar in vielen Ländern durchgeführt, aber die Verwendung der daraus entstehenden Daten für internationale Vergleiche wirft einige Fragen auf: So ist es zum Beispiel nicht möglich, dass diese verschiedenen Studien die gleiche Art von Stichprobenerhebungen, die gleiche Schichteinteilung oder die gleichen Methoden zur Gewichtung verwenden. Aus diesem Grund arbeiten G&E mit den originalen Datensätzen der Befragungsteams der einzelnen Länder. So kann zumindest ein gewisses Maß an Komparabilität gewährleistet werden. Allerdings sollte auch erwähnt werden, dass der daraus resultierende Datensatz zum großen Teil Daten zur Intergenerationsmobilität von Männern in Westeuropa enthält.

4.3 Bildungsaspirationen der Eltern

Die oben diskutierte Schichteinteilung von G&E dient im quantitativen Teil der vorliegenden Arbeit nicht nur der Einteilung der Familien in ein Schichtschema, sondern auch der Nachvollziehbarkeit der Bildungsaspirationen der Familien. Dabei kann gesagt werden, dass Familien aus der unteren sozialen Schicht eine geringere Bildungsbeteiligung aufweisen.⁷³ Vor allem im Pflichtschul-bereich, aber auch darüber hinaus, ist die Aspiration der Eltern die Grundlage für die Wahl einer bestimmten Schule⁷⁴, wie bereits in Kapitel 4.1.4 aufgeführt wurde. Jenen Bildungsgrad, den sich die Eltern für ihr Kind wünschen, erreichen diese mit hoher Wahrscheinlichkeit. Wenn Eltern eine gute Ausbildung für ihr Kind vorsehen, verfolgen sie in der Regel dieses Ziel. Bildungsaspiration ist somit schichtspezifisch, da Menschen aus unterschiedlichen Schichten Bildung unterschiedlich sehen und wahrnehmen. Daher kann gesagt werden, dass Eltern aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten den schulischen Werdegang ihres Kindes unterschiedlich planen.

Da Personen aus der unteren sozialen Schicht öfter schlechtere Schulerfahrungen machen ist es oft so, dass diese eine negative Haltung gegenüber der Institution Schule haben.

Es kann also gesagt werden, dass „Angehörige unterer Sozialgruppen [...] daher aufgrund geringerer Leistungen über unvorteilhaftere Ausgangsbedingungen an Übergangsschwellen als andere Sozialgruppen [verfügen].“⁷⁵

Dies zeigt die Problematik auf, welcher jene Kinder ausgesetzt sind, die aus einer sozial schwächeren Familie stammen. Eine große Übergangsschwelle stellt die Entscheidung zwischen Hauptschule und Gymnasium dar. Im empirischen Teil dieser Arbeit sollen diese Aspirationen der Familien, die ihre Kinder in evangelische Volksschulen

⁷³ Vgl.: Schuchart / Maaz 2007, S.640

⁷⁴ Vgl.: Schuchart / Maaz 2007, S. 642

⁷⁵ Schuchart / Maaz 2007, S. 643

schicken, in Bezug auf die Wahl der weiterführenden Schule genauer betrachtet werden.

Auch bei den Eltern der Privatschüler/innen könnte der Wunsch nach Weitergabe des eigenen sozialen Status bzw. Sorge um dessen Verlust eine wesentliche Grundlage der Bildungsaspirationen sein.⁷⁶ Dementsprechend wird wahrscheinlich die Wahl der nächsten Schule ausfallen.

Weiters ist auch zu bemerken, dass manche Migranteneltern höhere Bildungsaspirationen aufweisen, da hier eventuell der Wunsch nach einem sozialen Aufstieg gegeben ist.⁷⁷ Der Wunsch nach sozialem Aufstieg kann für Menschen aus der unteren sozialen Schicht ein Grund für hohe Bildungsaspirationen sein. Diese Aspirationen können selbstverständlich innerhalb einer bestimmten Schicht variieren⁷⁸.

Eines lässt sich am hier Diskutierten leicht ablesen: Bei der Entscheidung, welche Schule ein Kind besuchen wird, trägt die Wahl der Eltern das entscheidende Gewicht. Diese entscheiden sich aufgrund der pädagogisch-didaktischen Methoden, der Lehrperson oder dem Eindruck der Schule für oder gegen eine bestimmte Schule. Nicht zu unterschätzen ist hier aber der Ruf, der jeder Schule vorausleitet. Vor allem privilegierte Familien informieren sich vorab über die jeweilige Einrichtung. Denn diese Familien achten z.B. auf die sozialen Schichten oder den Anteil an Kindern mit nichtdeutscher Muttersprache. Auch der große Andrang an einer bestimmten Schule ist für viele Eltern ein Indiz für eine gute Ausbildung.⁷⁹

⁷⁶ Vgl.: Schuchart / Maaz 2007, S. 643

⁷⁷ Vgl.: Schuchart / Maaz 2007, S. 644

⁷⁸ Vgl.: Schuchart / Maaz 2007, S.644

⁷⁹ Vgl.: Lang 1996,S.40

Nun wäre hier die Frage zu stellen, ob Kinder aus den unterschiedlichen sozialen Schichten die gleichen schulischen Möglichkeiten haben. Ist eine gerechte Verteilung vorhanden? Haben Kinder aus der unteren sozialen Schicht die gleichen Chancen? Schaffen die evangelischen Privatvolksschulen diese Kluft zu verringern? Diese Fragen stehen insbesondere bei der empirischen Studie, die im nächsten Kapitel vorgestellt wird, im Mittelpunkt.

4.4 Zusammenfassung

Im vorliegenden Kapitel wurden Bourdieus Kapitaltheorie sowie die Schichteinteilung nach G&E vorgestellt. G&E sind der Meinung, dass Schichtmobilität nur schwer möglich ist. Diese Feststellung steht in direktem Zusammenhang mit den Bildungsaspirationen der Eltern, wie im vorliegenden Kapitel aufgezeigt werden konnte. Es wird deutlich, dass Kinder meist jene Schulbildung erhalten, die die Eltern für sie vorsehen. So werden Kinder von AkademikerInnen eher maturieren oder ein Studium abschließen als Kinder von ArbeiterInnenfamilien.

5. Methodisches Vorgehen

Im vorliegenden Kapitel sollen zunächst die Forschungsfragen, die für die in dieser Arbeit vorgenommene Studie als Grundlage dienen und auf der Basis der bereits diskutierten Theorie formuliert wurden, vorgestellt werden, um in weiterer Folge auf die Umfrage mittels Fragebogen und die Vorgehensweise und Methode bei der Auswertung näher einzugehen.

5.1 Forschungsfragen

In der vorliegenden Arbeit soll versucht werden, folgende Forschungsfragen zu beantworten:

1. Haben Kinder aus der unteren sozialen Schicht aufgrund ihrer Herkunft und trotz Privatschule einen Nachteil bzgl. ihrer schulischen Laufbahn?
2. Gehen Kinder, die eine evangelische Privatvolksschule besucht haben, nach ihrem Abschluss eher in eine Hauptschule oder in ein Gymnasium?
3. Wird das Ziel der evangelischen Schulen, die Chancengleichheit zu verbessern bzw. zu schaffen, erreicht?
4. Ist zwischen den beiden erarbeiteten Bereichen „Umfeld“ und „Motive“ ein schichtspezifischer Unterschied erkennbar?
5. Beeinflussen die Bildungsaspirationen der Eltern den schulischen Werdegang der Kinder?

Um die hier angeführten Forschungsfragen beantworten zu können, wurde im Zuge der vorliegenden Arbeit eine Studie mittels Fragebogen durchgeführt. An der Umfrage beteiligten sich die Eltern von Kindern aus der vierten Klasse der vier evangelischen Privatvolksschulen in Wien (Leopoldstadt, Nepomukgasse 2, 1020 Wien; Am Karlsplatz, Karlsplatz14, 1040 Wien; Gumpendorf, Lutherplatz 1, 1060 Wien; Lutherschule, Schumanngasse 17, 1180 Wien).

Um eine Schichteinteilung zu gewährleisten, wurde das Schichtschema von G&E herangezogen, das in Kapitel 4 ausführlich behandelt wurde.

5.2 Beschreibung: Quantitative Methoden

Zunächst sollen die Methodien, die zur Auswertung des Fragebogens angewendet wurden, vorgestellt werden.

„Quantitative Methoden sind solche, bei denen in der Regel Daten durch Messen oder Zählen erfasst und mit mathematisch-statistischen Methoden analysiert werden.“⁸⁰

Quantitative Methoden werden also dann eingesetzt, wenn objektive Daten miteinander verglichen und dann bearbeitet werden sollen. Weiters können Zusammenhänge und Ausprägungen, die anhand von Zahlen ablesbar sind, beschrieben und sogar vorhergesagt werden.⁸¹ Werden die Fragebögen ausgewertet, können die erarbeiteten Werte und Ergebnisse objektiv verglichen werden. Rückschlüsse und Zusammenhänge der erhobenen Daten sind dadurch rein gegenständlich, das heißt, die Aussagen der befragten Personen sind anhand von Zahlen direkt vergleichbar und können so leicht in Bezug zueinander gesetzt werden. Die erhobenen Daten werden dann mittels Faktorenanalyse reduziert, also zusammengefasst, um nachvollziehbar Rückschlüsse ziehen zu können.

Ein Nachteil, der sich bei der Datenauswertung und vor allem bei der anschließenden Analyse herauskristallisiert, ist oft, dass etwas an Offenheit und Flexibilität verloren geht, da die UntersuchungsteilnehmerInnen nicht nochmals konsultierbar sind und dadurch Lücken im Fragebogen (z.B.: unbeantwortete Fragen) nicht ausgemerzt werden können. Diese Tatsache wird auch in der vorliegenden Studie ersichtlich.

⁸⁰ Laatz: Empirische Methoden 1993, S. 11

⁸¹ Vgl.: imihome.imi.uni-karlsruhe.de/nquantitative_vs_qualitative_methoden_b.html

5.2.1 Schriftliche Befragung/ Fragebogen (Quantitative Untersuchung)

Wenn den UntersuchungsteilnehmerInnen schriftliche Fragen vorgelegt werden und sie diese schriftlich beantworten, dann spricht man von schriftlicher Befragung.⁸² Die Befragten bearbeiten den Fragebogen hierbei wie ein Formular – sie tragen die Antworten selbstständig in den Fragebogen ein.⁸³

Wichtig erschien von Anfang an, dass die Rücksendung des Fragebogens leicht gestaltet wird,⁸⁴ um eine möglichst große Rücklaufquote zu erzielen. Zum besseren Verständnis des Ablaufs wurde dem Fragebogen ein Informationsblatt beigelegt, das den Eltern erklären sollte, welchen Zweck die Befragung dient. Die Eltern wurden gebeten, die Fragebögen verlässlich auszufüllen und zurückzusenden. Die Klassenlehrer/innen der jeweiligen vierten Klassen wurden gebeten, die Fragebogenrückgabe in ihrer Klasse zu kontrollieren und wenn notwendig, die Eltern noch einmal zu motivieren, die Fragebögen auszufüllen und zurückzusenden.

5.3 Zum Fragebogen

Mithilfe des Fragebogens sollen die bereits vorgestellten Forschungsfragen beantwortet werden. Die Ergebnisse dürfen aufgrund der kleinen Befragtengruppe keinesfalls als Status quo oder als Endergebnis mit viel Aussagekraft gesehen werden. Vielmehr sollen sie die Meinung der befragten Eltern der Kinder aus Wiener evangelischen Privatvolksschulen aufzeigen.

Im nächsten Schritt sollen die Fragen, die den Eltern gestellt wurden, vorgestellt werden. Zur Erstellung des Fragebogens wurden vorhandene

⁸² vgl.: BORTZ/ DÖRING: Forschungsmethoden und Evaluation 2002, S.253

⁸³ vgl.: LAATZ: Empirische Methoden 1993, S.108

⁸⁴ vgl.: ATTESLANDER: Methoden der empirischen Forschung 1995, S. 168f.

Studien, wie „Pisa 2000 Internationaler Fragebogen für Schülerinnen und Schüler“⁸⁵ und „Evas Profil“⁸⁶, als Vorlage genommen. Das Heranziehen der bereits bestehenden Fragebögen sollte zur Formulierung gezielter Fragestellungen führen, die sich bereits bewährt haben.

Der Fragebogen wurde bewusst kurz gehalten, um die Eltern eher zu motivieren, die Fragen zu beantworten und zurückzuschicken.⁸⁷

Im Fragebogen sind 17 Fragen angeführt. Zunächst sollten allgemeine Informationen, wie Alter und Geschlecht der befragten Person, erhoben werden. In einem nächsten Schritt sollte erhoben werden, wie wichtig den Eltern der Besuch einer evangelischen Schule ist und warum sie sich für eine solche Schule entschieden haben. Beim nächsten kurzen Frageblock geht es um die Noten und Zukunft der Kinder. So sollte der Schulerfolg der Kinder erhoben werden und es sollte herausgefunden werden, für welche weiterführende Schule sich die Eltern entschieden haben. Ein weiteres Erkenntnisinteresse liegt in der Schulbildung und Berufstätigkeit der Eltern. Somit wurde nach der höchsten abgeschlossenen Schulbildung und der derzeitigen Berufstätigkeit der Eltern gefragt. Der letzte Fragenblock umfasst die Situation bei den Familien zu Hause. Es wird gefragt, welche Sprachen die Familien zu Hause sprechen, wie die Wohnungen der Befragten ausgestattet sind, ob die Eltern mit den Kindern über aktuelle gesellschaftspolitische Themen sprechen usw.

Alle diese Fragen sollen Antworten auf die Schichtzugehörigkeit der einzelnen Befragten liefern. Außerdem soll durch die Aussagen zur weiterführenden Schulbildung, zu den Noten der Kinder, den Gründen für den Besuch einer evangelischen Volksschule sowie der Informationen der höchsten Schulbildung der Eltern und deren Beruf herausgefunden werden, ob bei den befragten Familien Schichtmobilität, wie sie in den

⁸⁵ <http://www.kmk.org/schul/pisa/Datensaetze/Schuelerfragebogen-int.pdf> (05.06.2008)

⁸⁶ ERPI, EVAS Profil-Erhebung 2006

⁸⁷ Der Fragebogen befindet sich im Anhang.

vorhergehenden Kapiteln diskutiert wurde, durch den Besuch einer evangelischen Privatvolksschule in Wien ermöglicht wird.

5.4 Empirische Datenerhebung

Bevor auf die Ergebnisse der Umfrage eingegangen wird, soll im Folgenden kurz beschrieben werden, welche Methoden zur Auswertung des Fragebogens angewendet wurden.

5.4.1 Die Auswertung der Fragebögen

Ein wesentlicher Teil der Auswertung des Fragebogens stellt die Faktorenanalyse dar, welche nun näher beschrieben wird.

5.4.2 Faktorenanalyse

Die Faktorenanalyse ist eine Methode, welche insbesondere in der empirischen Sozialforschung von großer Bedeutung ist. Sie ermöglicht es, aus einer großen Menge an Variablen die dahinter stehenden, nicht gleich erkennbaren Variablen herauszuheben, also die statistischen Zusammenhänge zu charakterisieren.⁸⁸ Dadurch kann die Haupteinflussrichtung gemessen werden, es kann also herausgefunden werden, welche Variablen welchen Einfluss aufeinander haben. Mit den dadurch erarbeiteten sinnvollen Einflussgrößen kann dann weitergearbeitet werden, so können z.B. weitere Analysen durchgeführt werden.⁸⁹

„Das Ziel der Faktorenanalyse ist es, die voneinander unabhängigen Einflussfaktoren zu ermitteln und dann mit diesen die weiteren Analysen durchzuführen.“⁹⁰

⁸⁸ Vgl.: Laatz: 1993, S. 293

⁸⁹ Vgl.: Jahn/ Vahle: 1970, S.7

⁹⁰ <http://www.faes.de/Basis/Basis-Lexikon/Basis-Lexikon-Multivariate/Basis-Lexikon-Faktorenanalyse/basis-lexikon-faktorenanalyse.html> (24.11.2008)

In weiterer Folge kann eine große Summe verschiedener Merkmale zu wenigen Faktoren zusammengefasst werden.

„Wollen wir eine Erscheinung oder einen Prozeß nicht nur resistieren oder beschreiben, sondern zu seinem Wesen vordringen, dann müssen seine Zusammenhänge mit anderen Erscheinungen und Prozessen der objektiven Realität untersuchen. Das gilt in vollem Maße für die Untersuchung gesellschaftlicher [...] Erscheinungen und Prozesse[...].“⁹¹

Dies passiert, indem Variablen in einer Analyse genauer betrachtet, also berechnet werden.

Will man also Variablen erkennen und sicher sein, dass man darauf aufbauen kann, kann eine Faktorenanalyse herangezogen werden. Um den mathematischen Aufwand zu erleichtern, werden unterschiedliche statistische Programme herangezogen, die diese Einflussfaktoren und andere Werte berechnen (z.B. SPSS, Statistikprogramm R, Stata).

Um die Faktorenanalyse anschaulicher zu beschreiben, wird hier anhand der ausgerechneten Werte für den Bereich „Umfeld“ der errechneten Datensatz dargelegt.

⁹¹ Jahn/ Vahle: 1970, S.11

Tabelle II: Faktor, Eigenwert, Kommunalität

Factor (Faktor)	Eigenvalue (Eigenwert)	Cumulative (Kommunalität)
Faktor 1	3.55456	0.4595
Faktor 2	1.77282	0.6887
Faktor 3	1.15530	0.8380
Faktor 4	0.72947	0.9323
Faktor 5	0.54859	1.0032
Faktor 6	0.37344	1.0515
Faktor 7	0.30128	1.0905
Faktor 8	0.14547	1.1093
Faktor 9	0.11415	1.1240
Faktor 10	-0.01573	1.1220
Faktor 11	-0.10898	1.1079
Faktor 12	-0.11997	1.0924
Faktor 13	-0.20033	1.0665
Faktor 14	-0.23060	1.0367
Faktor 15	-0.28386	1.0000

a) die Eigenwerte

Um zu klären, welche und wie viele Faktoren zur Analyse des Fragebogens von wesentlicher Bedeutung sind, werden die Eigenwerte herangezogen. „Sie geben an, welchen Beitrag der einzelne Faktor zur Klärung der Gesamtvarianz leistet.“⁹² Das Kaiser-Kriterium - durch welches die optimale Faktorenanzahl bestimmt wird - sagt aus, dass der Eigenwert 1 oder höher sein muss – da er sonst als unwichtig gilt.⁹³ Anhand der oben angeführten Tabelle wird ersichtlich, dass das Kaiser-Kriterium bei den Faktoren von 1 bis 3 einen höheren Wert als 1 aufweist. Somit sind diese Faktoren für die Analyse des Fragebogens wesentlich. Aus der oben stehenden Abbildung, lässt sich ablesen, dass bei lediglich drei Faktoren der Eigenwert den Wert 1 hat oder höher liegt (Kaiser-Kriterium). Somit kann voraussichtlich mit den ersten drei Faktoren weitergearbeitet werden. Der Faktor 1 steht für „Soziale Werte“, der Faktor

⁹² Laatz: 1993, S. 293

⁹³ <http://www.faes.de/Basis/Basis-Lexikon/Basis-Lexikon-Multivariate/Basis-Lexikon-Faktorenanalyse/basis-lexikon-faktorenanalyse.html> (24.11.2008)

2 für „Materielle Besitztümer I“ und Faktor 3 für „Materielle Besitztümer II“. Die genauere Erläuterung und Beschreibung der einzelnen Faktoren steht im Kapitel 6.4.

b) die Kommunalitäten

Kommunalitäten stellen eine weitere Interpretationshilfe dar. Sie geben die Streuung der Variablen an. Diese liegt zwischen 0 und 1. Je höher der Wert, desto solider der Faktor⁹⁴.

Ist die Kommunalität gering, würde das heißen, dass der Faktor die Variablen, die ihm zugrunde liegen, nicht eindeutig erfasst. Die Kommunalität gibt also Auskunft darüber, wie stark eine Variable im Faktor vertreten ist.

c) die Faktorenladungen

Die Faktorenladung wird zur endgültigen Bestimmung der Faktoren verwendet,⁹⁵ Hier kann die Wichtigkeit der einzelnen Faktoren erkannt werden. Es kann aus den berechneten Ergebnissen abgelesen werden, welche Statements den jeweiligen Faktor definieren.⁹⁶

Im Folgenden soll die Faktorenladung (im errechneten Bereich „Umfeld“) anhand der Auswertung ausgewählter Fragen, aus dem Elternfragebogen, dargestellt werden.

Tabelle III: Ladungsmatrix

Variable	Faktor 1	Faktor 2	Faktor 3	Uniqueness
Frage 9	-0.0426	0.2714	-0.5164	0.6578
Frage 10	0.3711	0.0349	0.0241	0.8605
Frage 14a	0.5133	-0.4578	0.0734	0.5216
Frage 14b	0.6390	-0.4954	-0.0152	0.3460
Frage 14c	0.3791	-0.4692	0.1614	0.6101

⁹⁴ Vgl.: Laatz: 1993, S. 294

⁹⁵ Vgl.: Laatz: 1993, S. 295

⁹⁶ <http://www.faes.de/Basis/Basis-Lexikon/Basis-Lexikon-Multivariate/Basis-Lexikon-Faktorenanalyse/basis-lexikon-faktorenanalyse.html> (24.11.2008)

Frage 14d	0.5406	0.1376	-0.2605	0.6210
Frage 14e	0.7417	-0.0298	-0.3954	0.2926
Frage 14f	0.7814	0.0297	-0.4282	0.2052
Frage 16a	0.4918	0.4854	0.0432	0.5207
Frage 16b	0.3516	0.6226	0.2357	0.4332
Frage 16c	0.3651	0.4140	0.1790	0.6633
Frage 16d	0.4484	0.3999	0.3434	0.5211
Frage 16e	0.3769	-0.0663	0.2895	0.7697
Frage 16f	0.2877	-0.1511	0.2612	0.8262
Frage 16g	0.4710	-0.1425	0.2991	0.6684

Die Abbildung zeigt, dass bei einer genaueren Betrachtung von Faktor 1 („Sozialen Werte“) ein positiver Zusammenhang zwischen Diskussionsbereitschaft über politische und soziale Themen (Frage 14a), über unterschiedlichste Medien (Frage 14b) und Schulleistungen (Frage 14d) oder familienkulturellen Gewohnheiten wie gemeinsames Essen (Frage 14e) und gemeinsam Zeitverbringen (Frage 14f) erkannt werden. Frage 9, also die Beschäftigung der Mutter, ist hier sehr niedrig. Die befragten Mütter üben also eher selten einen Beruf aus.

5.4.3 Der t-Test

Der t-Test bietet ein mathematisches Fundament, auf welchem Begründungen aufgebaut werden können. Er ermittelt die Unterschiede zweier Mittelwerte und ermöglicht so die Datenanalyse. Er dient dazu, zu erkennen, ob bedeutsame Unterschiede zwischen den beiden Gruppen (bzw. deren Mittelwerten) vorhanden sind. Somit können mit Hilfe des t-Tests die zu untersuchenden Hypothesen und Fragestellungen inhaltlich überprüft werden.⁹⁷ Um den Unterschied zwischen zwei Gruppen zu errechnen, werden die Mittelwerte jeder Gruppe herangezogen. Um zu erkennen, ob Unterschiede zwischen den Gruppen bestehen, muss mit den Freiheitsgraden gearbeitet werden.

Ob durch den t-Test Unterschiede zwischen den beiden Gruppen errechnet wurden, muss auch anhand des kritischen Werts erarbeitet werden.

⁹⁷ Vgl.: Rasch (Hrsg.) 2006, S. 44f.

5.5 Zusammenfassung

Im vorliegenden Kapitel wurden zunächst die Forschungsfragen, die durch die in der vorliegenden Arbeit durchgeführte Umfrage mittels Fragebogen beantwortet werden sollen, sowie der Fragebogen, der an vier evangelische Privatvolksschulen in Wien verteilt wurde, vorgestellt. Weiters wurde die Methode, die hinter der Auswertung des Fragebogens steht, beschrieben. Es sollten also die Grundlagen zum besseren Verständnis der Ergebnisse der vorliegenden Studie geschaffen werden.

6. Auswertung des Fragebogens

Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Auswertung des Fragebogens vorgestellt und analysiert werden.

6.1. Rücklaufquote

Die Verteilung sowie die Rücklaufquote sehen wie folgt aus: Die Fragebögen wurden an die vierten Klassen der vier evangelischen Privatvolksschulen in Wien ausgeteilt. In Tabelle III wird die Rücklaufquote vorgestellt:

Tabelle IV: Ausgeteilte und zurückgesendete Fragebögen

Schule	Ausgeteilt Fragebögen	Beantwortete Fragebögen	Prozent %
Ev. VS. Leopoldstadt Nepomukgasse 2, 1020 Wien	50	20	40%
Ev. VS. Am Karlsplatz Karlsplatz14, 1040 Wien	72	18	12,96%
Ev. Vs. Gumpendorf Lutherplatz 1, 1060 Wien	30	16	53,33%
Ev. VS., Lutherschule Schumannngasse 17, 1180 Wien	30	15	50%
Fragebögen insgesamt	182	69	37,9%

Insgesamt wurden 182 Fragebögen ausgeteilt und 69 Fragebögen retourniert. Die Rücklaufquote beträgt somit 37,9%. Die meisten

Fragebögen wurden aus den Schulen im 6. und 18. Bezirk zurückgesendet, die Rücklaufquote liegt hier bei 53,33% bzw. 50%. Die Rücklaufquoten aus dem 2. und 14. Bezirk sind mit 40% und 12,96% deutlich niedriger.

Da sich weniger als 40% der Befragten an der Umfrage beteiligt haben, muss die Rücklaufquote als niedrig bezeichnet werden. Dass nur wenige Fragebögen zurückgesendet wurden, kann daran liegen, dass sie Ende Juni ausgeteilt wurden. Zu diesem Zeitpunkt ist das Schuljahr fast vorbei. Eltern und LehrerInnen haben zu dieser Zeit vielleicht nicht mehr genug Motivation, sich einem „lästigen“ Fragebogenausteilen und -ausfüllen zu widmen, wie es vielleicht zu Beginn des Schuljahres sein könnte.

6.2. Auswertung der Ergebnisse

Die erste Frage („Wann wurden Sie geboren?“) wurde offen gestellt. Um die vielen Jahreszahlen besser auswerten zu können, wurde diese Frage kategorisiert. Die zahlreichen unterschiedlichen Nennungen wurden in drei Kategorien zusammengefasst. Die erste ist jene der „älteren Eltern“, die vor 1968 geboren wurden. Die zweite Kategorie bilden die Eltern, die zum Zeitpunkt der Befragung zwischen 30 und 40 Jahre alt waren, sie wurden somit zwischen 1968 und 1978 geboren. Die dritte Kategorie sind junge Eltern, die nach 1978 geboren wurden.

Tabelle V: Geburtsjahr in Kategorien

	%	Anz.
1. Kategorie (geb. vor 1968)	60,87	42
2. Kategorie (geb. zwischen 1968 und 1978)	33,33	23
3. Kategorie (geb. nach 1978)	0,00	00
keine Antwort	5,80	4
Gesamt	100	69

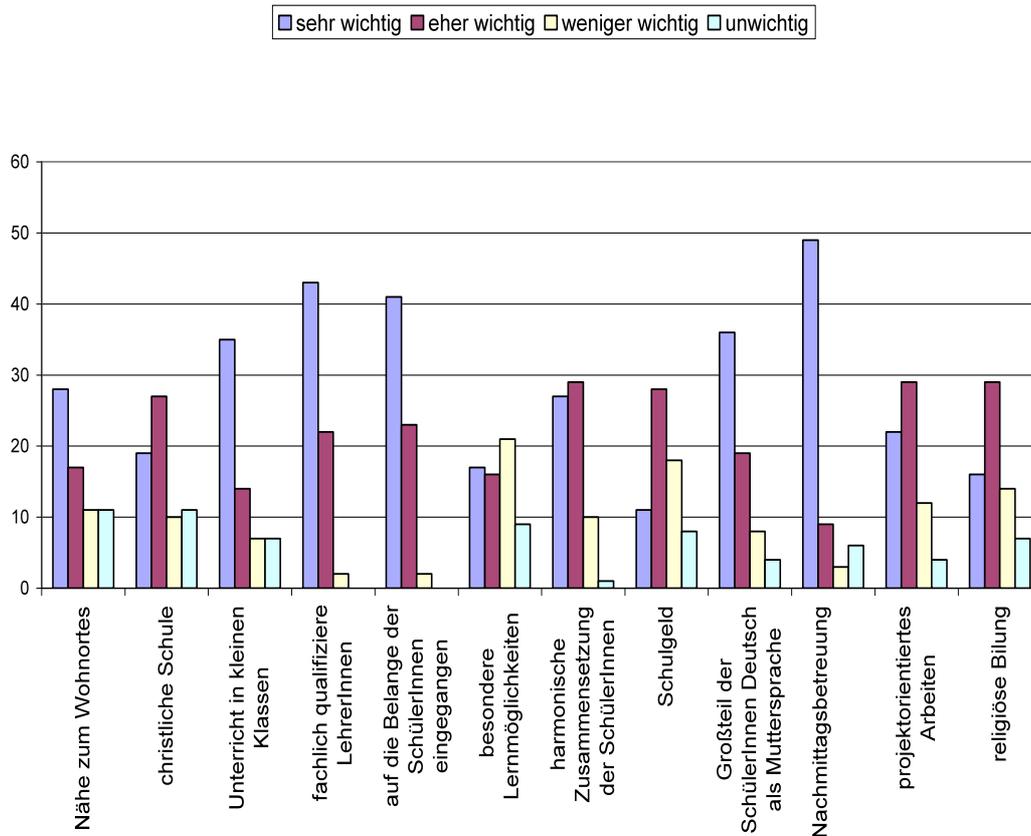
Die deutliche Mehrheit der Eltern war als ihr Kind im 10. Lebensjahr war, über 40 Jahre alt. Nur ca. halb so viele Eltern waren in dieser Zeit zwischen 30 und 40 Jahre alt. Keine der befragten Personen wurde vor 1978 geboren. 4% der teilgenommenen Personen beantworteten diese Frage nicht bzw. falsch (manchmal wurde vermutlich das Geburtsdatum des Kindes angegeben).

Die überwiegende Zahl der Eltern hat also ihr Kind, welches sich zum Zeitpunkt der Befragung in der vierten Klasse Volksschule befand, im Alter zwischen 30 und 40 Jahren bekommen. Dass sie die Kinder erst relativ späte bekommen haben, könnte an dem durchwegs langen Bildungsweg der Eltern liegen. Die Tendenz, zuerst eine solide Ausbildung zu absolvieren und erst dann eine Familie zu gründen, könnte diese Tatsache also begründen. Die durchschnittlich hohe Ausbildung der Eltern, die ihr Kind in eine evangelische Privatschule schicken, wird später noch ausführlich diskutiert.

75,4% der Fragebögen wurden von den Müttern der Kinder ausgefüllt, 24,6% haben die Väter ausgefüllt. Diese Angabe könnte also bestätigen, dass Mütter eher für schulische Belange der Kinder verantwortlich sind.

Die dritte Frage - „Wie wichtig ist es für Sie, dass Ihr Kind eine evangelische Schule besucht?“ - sollte klären, warum Eltern trotz größerer finanzieller Belastung ihre Kinder in eine private Volksschule schicken.

Abb. III.: Gründe für den Besuch einer evangelischen Volksschule



Die Antworten zeigen deutlich, dass sich Eltern aus folgenden Gründen für eine evangelische Privatschule entschieden haben:

In der vorliegenden Studie erachten es 42% der befragten Eltern für „sehr wichtig“ ist, dass ihr Kind von fachlich qualifizierten LehrerInnen betreut wird. 22% der Befragten erachten diesen Aspekt „eher wichtig“ und für 3% der Befragten „wenig wichtig“ bzw. sogar „unwichtig“ ist.

59% der Eltern haben sich für eine evangelische Privatvolksschule entschieden, „weil auf die Belange der SchülerInnen besonders eingegangen wird.“ Für 36% ist dieser Aspekt weniger wichtig. Nur 2% sehen diesen Grund als nicht relevant.

Die Auswertung dieser Frage kann mit den Antworten der Studie „Evas Profil“⁹⁸ verglichen werden. Dabei muss berücksichtigt werden, dass bei „Evas Profil“ alle vier Volksschuljahre behandelt wurden und nicht bloß die vierten Klassen, wie in der vorliegenden Diplomarbeit. Es wurden 4.600 Fragebögen an SchülerInnen, Eltern und LehrerInnen ausgeteilt und 1.913 Fragebögen wurden zurückgesendet.⁹⁹

Vergleicht man die vorliegenden Werte nun mit den Daten aus „Evas Profil“, so kann eine Verschiebung der Antworten festgestellt werden. Während für 59% der in der vorliegenden Studie Befragten angegeben, dass das Eingehen auf die Bedürfnisse der Kinder eine wesentliche Rolle bei der Auswahl der Schule spielt, waren es bei der Umfrage im Rahmen von „Evas Profil“ sogar 83%, die diesen Aspekt als besonders wichtig erachteten. Der hohe Unterschied in diesen beiden Ergebnissen könnte also daran liegen, dass Eltern der vierten Klassen eher das Gefühl haben, dass auf ihr Kind nicht so eingegangen wird, wie es wünschenswert wäre, da in der vierten Klasse Stresssituationen entstehen, weil die Entscheidung zum weiterführenden Schulverlauf (z.B. Gymnasium oder Hauptschule) hier in den Mittelpunkt rückt und die Eltern dadurch das Gefühl entwickeln könnten, auf ihr Kind werde plötzlich nicht mehr so eingegangen, wie es schon einmal war. Dieses Gefühl könnte in der Vergleichsstudie weniger stark gewesen sein, da Eltern von Volksschulkindern aller Klassen befragt wurden.

Dass der Unterricht in kleinen Klassen stattfindet, erachten 71% der Eltern als positiv. Ca. ein Drittel davon erachtet diese Tatsache als nicht wesentlich. Einige Eltern, die weniger oder unwichtig ankreuzten, machten hier einen Vermerk, dass diese Frage in ihrer Schule nicht „umgesetzt“ wurde. Also, dass die Kinder nicht in Klassen mit einer geringen Kinderanzahl unterrichtet werden. Aufgrund der ausgeteilten Fragebögen, kann aber gesagt werden, dass die SchülerInnenanzahl pro Klasse eher

⁹⁸ ERPI, EVAS Profil-Erhebung 2006

⁹⁹ Pollitt, Leuthold, Preis (Hrsg.) 2007, S. 10

gering ist, da im Durchschnitt um die 25 Fragebögen pro Klasse ausgeteilt wurden.

Beim Fragebogen „Evas Profil“ zur Klassengröße sind diese Ergebnisse durchaus vergleichbar. 77% bewerten hier diesen Punkt als wesentlich und 20% als nicht wesentlich.

Auch ist es interessant zu sehen, dass die Tatsache, das eigene Kind auf eine christliche Schule zu schicken, doch einen nicht unwesentlichen Stellenwert innehat. Denn immerhin ist es für zwei Drittel der Eltern sehr bzw. eher wichtig, dass ihr Kind eine christliche Schule besucht. Nur ca. ein Drittel der Befragten erachten diese Tatsache als weniger wichtig bis unwichtig.

61% der Befragten bei der Studie „Evas Profil“ finden diesen Aspekt wichtig, während ihn 38% als weniger wichtiger betrachten. Auch in diesem Fall können die Ergebnisse als vergleichbar bezeichnet werden.

Diese Frage steht im direkten Zusammenhang mit der Antwortmöglichkeit „weil in dieser Schule die religiöse Bildung einen besonderen Stellenwert einnimmt“. Auch hier geben ungefähr 2/3 der befragten Eltern an, dass ihnen diese Tatsache als sehr bzw. eher wichtig ist. Ca. 30% erachten diesen Aspekt als weniger wichtig bis unwichtig.

Die Befragten von „Evas Profil“ geben zu 55% an, dass für sie die religiöse Bildung einen wichtigen Stellenwert einnimmt, für 41% ist dieser Aspekt weniger wichtig. Es kann also gesagt werden, dass – verglichen mit „Evas Profil“ – religiöse Inhalte in der vorliegenden Studie als wichtiger erachtet werden.

Hier wäre die Frage zu klären, warum bei der Studie „Evas Profil“ ein hoher Unterschied bei den beiden zuletzt behandelten Fragen entsteht, zumal eigentlich beide Fragen direkt miteinander verbunden sind. Man

könnte davon ausgehen, dass wenn es für Eltern wichtig ist, das eigene Kind in eine christliche Schule zu schicken, auch eine religiöse Bildung eine wesentliche Bedeutung für die Familie hat. In diesem Zusammenhang bleibt leider die Frage offen, ob für manche Eltern christliche Schule gleichzeitig Privatschule und in der Folge ein höheres Bildungsniveau bedeutet.

Einer der wesentlichsten Gründe, ein Kind in eine evangelische Schule zu schicken, liegt aber darin, dass weniger Kinder mit nichtdeutscher Muttersprache diese Schulen besuchen. Etwas mehr als die Hälfte der Eltern sieht diesen Grund als „sehr wichtig“ und 28% geben „eher wichtig“ an. Lediglich 18% sehen diesen Aspekt als „weniger wichtig“ bzw. „unwichtig“. Es ist anzunehmen, dass dies nicht aufgrund von rassistischen Tendenzen von den Eltern entschieden wurde, sondern weil diese wahrscheinlich annehmen, dass ihr Kind durch die homogene Klassenzusammensetzung einen Vorteil im Leistungserwerb – und somit in der Schullaufbahn – hat.

Die Angaben zu dieser Frage im Rahmen von „Evas Profil“ sehen folgendermaßen aus: 24% der Befragten finden es „sehr wichtig“, dass weniger Kinder nichtdeutscher Muttersprache diese Schulen besuchen, 28% schätzen diesen Punkt als „eher wichtig“ ein. Für satte 52% ist diese Tatsache „weniger wichtig“ bis „unwichtig“. Vergleicht man nun beide Untersuchungen, so kann klar gesagt werden, dass die deutsche Muttersprache in der hier ausgearbeiteten Studie von wesentlich größerer Bedeutung ist als bei „Evas Profil“.

Bei der Erhebung im Rahmen dieser Diplomarbeit könnte vermutet werden, dass die Eltern mit der prozentuellen Aufteilung von SchülerInnen mit deutscher und nichtdeutscher Muttersprache in öffentlichen Schulen nicht zufrieden sind und daher ihr Kind in eine Privatschule schicken. Denn in öffentlichen Schulen – vor allem in Bezirken mit einem hohen Anteil an Kindern mit nichtdeutscher Muttersprache – kann es durchaus

vorkommen, dass sich diese Verteilung weder für Kinder mit deutscher noch mit nichtdeutscher Muttersprache leistungsoptimierend auswirkt.

Der Datensatz aus „Evas Profil“ lässt sich hier anders interpretieren, da immerhin mehr als die Hälfte davon überzeugt sind, dass es sie nicht stören würde, ihr Kind in eine Schule mit vielen Kindern mit nichtdeutscher Muttersprache zu schicken.

Auch in diesem Fall könnten die unterschiedlichen Meinungen der Eltern darauf zurückzuführen sein, dass bei „Evas Profil“ alle Schulstufen der Volksschulen befragt wurden, während bei der vorliegenden Studie nur auf vierte Klassen eingegangen wurde. Primärer Grund für das Ergebnis der vorliegenden Studie könnte sein, dass die vierte Klasse eine Abschlussklasse ist, in der ein Abschlusszeugnis ausgegeben wird – und dieses Zeugnis beeinflusst wesentlich den weiteren schulischen Werdegang. Da meist nur SchülerInnen mit der Note „Sehr gut“ oder „Gut“ ein Gymnasium weitergehen können.

Es könnte also sein, dass in der vierten Klasse Faktoren, die bis dahin nicht von Bedeutung waren, von den Eltern neu überdacht und kritischer beurteilt werden. Manche Faktoren könnten dann demzufolge als Störfaktor empfunden werden, andere nicht. Diese Vermutung könnte allerdings nur durch eine Vergleichsstudie bestätigt oder widerlegt werden. Hierfür müssten z.B. Eltern von Kindern in der ersten Klasse und in weiterer Folge aus der vierten Klasse befragt werden.

Besonders wichtig finden die befragten Eltern die Tatsache, dass Nachmittagsbetreuung an der Schule angeboten wird. Ganze 80% erachten dies als sehr bzw. eher wichtig. 14% sind der Meinung, dass diese Tatsache weniger wichtig für sie ist. Für nur 1,5% ist die Nachmittagsbetreuung kein Grund dafür, dass ihr Kind eine evangelische Schule besucht. Diese Daten entsprechen auch der Erhebung in „Evas

Profil“: Während 84% der Befragten Nachmittagsbetreuung als wichtig betrachten, ist es für nur 9% weniger wichtig und für 5% gar nicht wichtig.

Bei beiden Umfragen konnte festgestellt werden, dass Nachmittagsbetreuung für die Eltern ein wichtiger Punkt ist. Dies könnte daran liegen, dass sich immer mehr Mütter für einen Beruf und gegen das reine Mutterdasein entscheiden. Somit ist es für immer weniger Eltern möglich, ihr Kind nach Schulende abzuholen. Aus diesem Grund wird qualifizierte Nachmittagsbetreuung für Eltern immer wichtiger.

Weiters sollte herausgefunden werden, welche Gründe aus Sicht der Befragten für die Wahl einer Schule ausschlaggebend sind (hier für die Wahl der weiterführenden Schule). So sollte unter anderem herausgefunden werden, was den Eltern für die Wahl einer Schule bzw. der nächsten Schule wichtig ist. Zunächst sollte erhoben werden, welche allgemeinen Gründe wesentlich sind, dann sollten sich die Ergebnisse spezifisch auf evangelische Volksschulen beziehen.

92% der Eltern geben an, dass für die Wahl der nächsten Schule, das Schulklima sehr oder eher wichtig ist. 82% der Eltern haben ursprünglich aus einem ganz ähnlichen Grund die evangelische Volksschule ausgewählt. Diese Eltern sind der Meinung, dass hier besonders auf die harmonische Zusammensetzung der SchülerInnen geachtet wird.

Für 88% der Befragten ist das pädagogische Konzept der nächsten Schule von großer Bedeutung. Bei der letzten Schulwahl wurde das fachlich qualifizierte Kollegium von 94% der Eltern als wesentlich erachtet. 83% werden sich aufgrund der angebotenen Fächer für eine weiterführende Schule entscheiden. Vergleichbar ist dies mit dem Aspekt, ob in der Volksschule integrativer Unterricht, Montessori oder andere alternativpädagogische Richtungen angeboten werden. Wertevermittlung,

seien es christliche, soziale oder andere Werte, sind bei der Wahl der nächste Schule für 79% der Eltern wesentlich.

Dass ihr Kind auf eine evangelische Schule geht, wo christlichen Werte mitgeliefert werden, ist für 71% der Befragten wesentlich. Das Zusatzangebot nach dem Unterricht ist für die Wahl der nächsten Schule für 71% wichtig. Bei der Entscheidung für eine evangelische Schule war dies für 80% bedeutungsvoll. Schulische Angebote, die den Eltern von Bedeutung sind, werden also nicht nur für die Wahl der Volksschule in den Mittelpunkt gerückt, sondern bleiben auch für die nächste Schulwahl bestehen. Denn 71% der Eltern erachten hohe Leistungsanforderungen für die Wahl der nächsten Schule als wesentlich. Wahrscheinlich wollen die Eltern, dass die Anforderungen der weiterführenden Schule an die erbrachten Leistungen der Volksschulen anknüpfen.

Nach den Noten der SchülerInnen sowie nach der weiterführenden Schule wurden gefragt, um herauszuarbeiten, ob die Schulnoten im Zusammenhang mit der Schulwahl stehen. Beide Fragen hängen daher direkt zusammen und bauen aufeinander auf. Denn es wäre beinahe undenkbar, dass ein Kind mit sehr schlechten Noten in der Volksschule ins Gymnasium gehen wird.

96% der Kinder hatte ein oder mehrere „sehr gut“. Dieser Prozentsatz konnte erwartet werden, da in der Volksschule die Note „sehr gut“(1) sehr oft vergeben wird. 39% der Kinder hatten neben der Note „sehr gut“ (teilweise auch mit schlechteren Noten) auch noch die Note „gut“ (2). Die Note „befriedigend“ (3) hatten nur noch 16% der Kinder. Nur 1% hat neben all diesen Noten noch die Note „genügend“ (4) im Zeugnis bekommen. Niemand gab an, dass sein/ihr Kind ein „nicht genügend“ im letzten Zeugnis erhalten hat.

Bekommen Kinder in der Volksschule die Note „befriedigend“, wird es für sie etwas schwieriger in ein Gymnasium aufgenommen zu werden. Man könnte also sagen, dass laut dieser Aussagen nur 17% der Kinder Probleme damit hätten, ins Gymnasium einzutreten.

Auf die Frage, welche weiterführende Schule die befragten Eltern für ihre Kinder vorsehen, antworten 77%, dass ihr Kind nach der Volksschule in ein Gymnasium gehen wird. 16% der Eltern gaben an, dass ihr Kind nicht ins Gymnasium geht. Dieses Ergebnis ist nachvollziehbar, wenn bedacht wird, dass 17% der Kinder der befragten Kinder die Note „befriedigend“ in ihrem Abschlusszeugnis der Volksschule hatten, welche den Kindern den Zugang zum Gymnasium erschwert. Von den 16%, die angeben, dass ihre Kinder nicht ins Gymnasium wechseln, werden 3% in die Hauptschule, 9% in die Mittelschule und 4% in eine andere Schule gehen. Die befragten Eltern geben ihre Kinder also nach der Volksschule eher in eine Mittelschule als in eine Hauptschule. Dies könnte daran liegen, dass der Ruf der Hauptschulen in Wien nicht sehr gut ist. Diese Tatsache könnte ein Grund sein, warum Eltern die neuere Mittelschule bevorzugen, welche anscheinend noch freier von Vorurteilen ist.

Tabelle VI.: Bildungsniveau der Eltern

Frage 7 - 12		Väter		Mütter		Gesamt		
		Anz.	%	Anz.	%	Anz.	%	
Thema	Frage							
	Höchst abgeschlossener Schulabschluss	keine Schule besucht	0	0	0	0	0	0
		ohne Abschluss von der Schule gegangen	0	0	1	1	1	1
		Abschluss einer Sonder-/Förderschule	0	0	0	0	0	0
		Hauptschulabschluss/Volksschulabschluss	2	3	0	0	2	1
		Fachschule/Lehre	19	28	16	24	35	26
		Matura/Abitur	8	12	14	21	22	16
		Universität/ Fachhochschule/ Master	39	57	35	51	74	55
		Sonstiger Schulabschluss	0	0	2	3	2	1
Gesamt		68	100	68	49	136	100	
Berufstätigkeit	vollzeitbeschäftigt	63	97	33	49	96	72	
	teilzeitbeschäftigt	2	3	27	40	29	22	
	Nicht berufstätig	0	0	1	1	1	1	
	Etwas Anderes	0	0	7	10	7	5	
	Gesamt	65	100	68	100	133	100	

Anhand der oben angeführten Tabelle lässt sich deutlich erkennen, dass niemand – weder Vater noch Mutter – angab, keine Schule oder eine Sonder- bzw. Förderschule besucht zu haben. Nur eine Mutter ist laut Angabe ohne Abschluss von der Schule gegangen. Keine Mutter und zwei Väter haben den Haupt- oder Volksschulabschluss als höchst abgeschlossene Ausbildung. Es wurde weiters angegeben, dass 19 Väter (28%) und 16 Mütter (24%) eine Fachschule oder Lehre absolviert haben. Interessant ist zu sehen, dass fast doppelt so viele Mütter (21%) wie Väter (12%) maturiert haben. Weiters können auch mehr Mütter als Väter einen Abschluss einer Universitäts- bzw. Fachhochschule aufweisen. Es wurde angegeben, dass 39 Väter (57%) und 35 Mütter (51%) diesen Abschluss

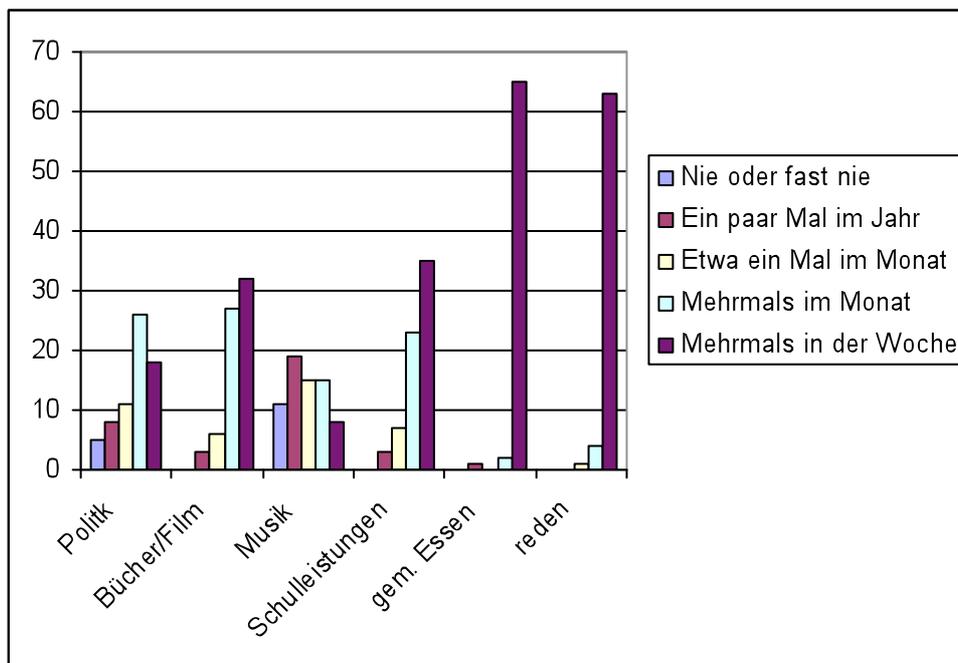
haben. Einen anderen Abschluss, z.B. im Ausland, machten laut Angabe nur zwei Mütter.

Wesentliche Unterschiede lassen sich bei der Berufstätigkeit ablesen: beinahe halb so viele Mütter (49%) wie Väter (97%) sind vollzeitbeschäftigt. Fast 14mal so viele Mütter (40%) wie Väter (3%) sind teilzeitbeschäftigt. Alle Väter üben einen Beruf aus und nur eine Mutter ist zu Hause, aber auf Arbeitssuche, und sieben Mütter haben eine andere Tätigkeit, wie zum Beispiel Hausfrau, Rentnerin, Karenz u.a.

Weiters sollte herausgefunden werden, wie viele Kinder aus Familien stammen, in denen zu Hause nicht deutsch gesprochen wird. 63 Personen (91%) gaben an, dass im Haushalt überwiegend die österreichische Landessprache, also Deutsch, gesprochen wird. Nur 5 Familien (7,24%) gaben an, dass zu Hause eine andere Sprache gesprochen wird. Dieses Ergebnis verwundert nicht, wenn bedacht wird, dass eventuell jene Familien, in denen zu Hause eine andere Sprache als Deutsch gesprochen wird, den Fragebogen nicht ausgefüllt haben.

Außerdem wurden die Eltern gefragt, wie die gemeinsame Zeit mit den Kindern gestaltet wird. Die folgende Grafik soll aufzeigen, wie sich die befragten Eltern mit deren Kindern in der Regel beschäftigen.

Abb. IV.: Gemeinsame Zeit mit dem Kind



Mit Hilfe dieser Tabelle soll dargestellt werden, wie und wie oft Kinder dieser Schulen zu Hause im sozialen, kulturellen und politischen Bereich gefördert werden.

Über Politik und soziale Fragen wird im Durchschnitt mehrmals im Monat (38%) bzw. mehrmals in der Woche (26%) gesprochen. Demnach diskutieren 64% der Eltern regelmäßig über solche Themen. Jede/r gab an, in mehr oder weniger großen Abständen mit den Kindern über Bücher und Filme zu reden. 85% der Eltern machen dies sogar mehrmals im Monat bzw. wöchentlich. Über Musik wird mit den Kindern am wenigsten gesprochen. 44% der Eltern gaben an, dass sie mit ihrem Kind höchstens ein paar Mal im Jahr darüber reden. Weitere 44% gaben an, dies ein- oder mehrmals im Monat zu machen. Nur 12% thematisieren mehrmals wöchentlich das Thema Musik.

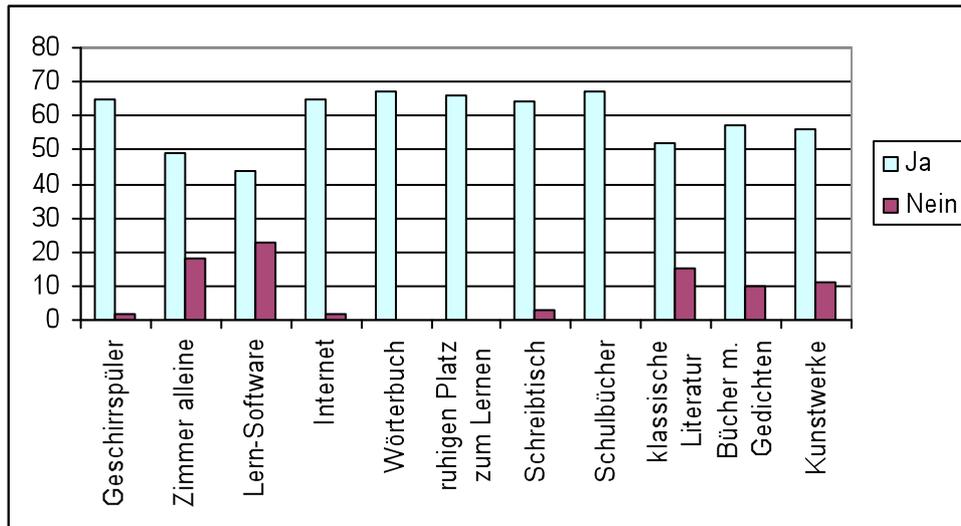
Mit den Schulleistungen des Kindes setzen sich die Eltern immer wieder auseinander. Niemand gab hier an, nie bzw. fast nie dieses Thema zu diskutieren. 4% der Eltern gaben an, sich nur ein paar Mal im Jahr der Schulleistungen des Kindes zu widmen. 10% machen dies einmal im Monat, 33% nehmen sich mehrmals im Monat dafür Zeit. Immerhin werden Schulleistungen bei 51% der Familien mehrmals pro Woche besprochen. Wenn man aber bedenkt, dass in 47% der Fälle Schulleistungen der Kinder seltener als ein Mal pro Woche diskutiert werden, ist der Anteil jener, die sich mit den Leistungen der eigenen Kinder regelmäßig auseinandersetzen, relativ gering. Dieses Ergebnis zeigt auf, dass die Schulleistungen der Kinder von etwas weniger als der Hälfte der Befragten zu Hause nicht kommentiert und diskutiert werden. Gleichzeitig beschäftigt sich etwas mehr als die Hälfte der befragten Eltern intensiv mit den Leistungen der Kinder.

Achtet die Hälfte der Befragten bereits in der Volksschule wenig oder kaum auf die Schulleistungen der Kinder, kann angenommen werden, dass Schulleistungen in den höheren Klassen noch weniger Bedeutung haben. Somit ist es wichtig, Eltern aufzuzeigen, wie wichtig die ersten Schuljahre der Kinder und familiärer Rückhalt in der Ausbildung sind.

Gemeinsames Essen und dabei gemeinsame Zeit miteinander verbringen ist für die meisten Familien von großer Bedeutung: 94% geben an, mehrmals pro Woche gemeinsam zu essen, 3% zumindest mehrmals im Monat. Nur 1% gab an, nur ein paar Mal im Jahr gemeinsam zu essen. Auch miteinander Zeit zu verbringen und miteinander zu reden ist den befragten Familien sehr wichtig. Nur 1% der Befragten gab an, etwa einmal im Monat Zeit miteinander zu verbringen, in der man einfach nur reden kann. 3% machen dies bereits mehrmals im Monat und sogar 91% verbringen mehrmals im Monat diese wertvolle Zeit miteinander.

Weiters hat sich der Fragebogen mit der materiellen Ausstattung der Haushalte beschäftigt. Die folgende Tabelle soll aufzeigen, wie viele technische Geräte, Bücher usw. die befragten Familien haben, bzw. auf welche Ausstattung sie wert legen.

Abb. V: Materielle Ausstattung der Haushalte



Wie hier erkannt werden kann, hat beinahe jede Familie einen Geschirrspüler (94%), einen Internet-Anschluss (94%), ein Wörterbuch (97%), einen ruhigen Platz zum Lernen (96%), einen Schreibtisch (93%) und Schulbücher (97%). Etwas weniger Familien haben Bücher mit Gedichten (83%), Kunstwerke (81%), klassischer Literatur (75%), ein Zimmer für das Kind alleine (71%) und am wenigsten oft haben Familien eine Lern-Software (64%) zu Hause. Hieraus könnte sich bereits ablesen lassen, dass Familien, die ihre Kinder an eine evangelische Privatschule schicken, eher gut situiert sind, da die Haushalte der Befragten gut ausgestattet sind.

Die Annahme, dass es sich bei den Befragten um gut situierte Personen handelt, wird auch durch die nächste Frage bestätigt: 65% der Befragten geben an, dass sie mindestens 3 Handys, ein (43%) bis zwei (32%) Fernseher, einen oder mehrere Taschenrechner (91%), zwei bis drei

Computer (55%) sowie zwei bis drei Musikinstrumente (55%) zu Hause haben. Die Zeichen des Wohlstandes reduzieren sich nur auf ein Auto oder mehr als ein Badezimmer. Denn immerhin besitzen laut Angabe 12% der Familien kein Auto, 55% der Familien haben eines, 26% haben zwei und 3% gaben an, drei oder mehrer Autos zu besitzen. Wenn man bedenkt, dass die Familien der Kinder, die eine evangelische Schule besuchen, im Normalfall in Wien leben, könnte es daran liegen, dass viele Familien auf ein Auto bzw. ein Zweitauto verzichten können. Anscheinend ist es dieser Besitz nicht dringend notwendig, vor allem wenn Schule und Arbeitsstelle in unmittelbarer Nähe zum Wohnort liegen.

Bei der Anzahl der Badezimmer verhält es sich ähnlich: Nur 1% der Familien gab an, kein Badezimmer in ihrer Wohnung/ihrem Haus zu haben. 72% der teilgenommenen Familien haben ein Bad und 23% haben zwei Badezimmer. Niemand gab an, mehr als zwei Badezimmer in seinem/ihrem Zuhause zu haben.

Auch die Frage, wie viele Bücher die befragten Familien zu Hause haben, könnte als Bekräftigung herangezogen werden, dass es sich bei den befragten Familien um sozial besser gestellter Familien handelt. 58% der Befragten geben an, 251 – 500 Bücher zu besitzen. Zahlreiche Befragte haben sogar mehr als 500 Bücher zu Hause. Weiters geben 26% an, 101 – 250 Bücher zu besitzen. 9% haben immerhin 51 -100 Bücher. Nur 4% der Befragten haben 11 – 50 Bücher im Regal. Niemand gab an, weniger Bücher zu besitzen.

6.3 Soziale Hintergründe der befragten Familien

Im Folgenden sollen noch einmal die wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst werden, damit sie in weiterer Folge interpretiert werden können.

Wie bereits beschrieben, hat die Hälfte der befragten Mütter einen Universitätsabschluss, ca. 20% haben laut Angabe die Matura absolviert.

Auch bei den Vätern verhält es sich ähnlich. Hier haben etwas mehr als die Hälfte einen Universitätsabschluss und ca. 12% die Matura. Weiters ergibt die Umfrage, dass in den Haushalten der befragten Personen durchaus viele „Luxusartikel“ zu finden sind: durchschnittlich haben sie 251 – 500 Bücher in den Regalen und verfügen auch über materielle Dinge wie Handys, Fernseher, Computer, Geschirrspüler, Kunstwerke u.v.m. Über 90% der Eltern nehmen sich mehrmals pro Woche Zeit, um mit den Kindern gemeinsam zu essen und mit ihnen zu reden. Weiters haben 90% der Kinder Deutsch als Muttersprache. Beinahe alle Kinder haben im letzten ausgestellten Zeugnis entweder nur die Note „sehr gut“ oder eventuell ein oder mehrere „gut“ bekommen. 2/3 der SchülerInnen, deren Eltern im Rahmen der vorliegenden Studie befragt wurden, gehen nach Abschluss der Volksschule in ein Gymnasium.

6.4 Zusammenfassung (und Darstellung der Daten)

Um die Ergebnisse der Umfrage sinnvoll interpretieren zu können, muss der Fragebogen thematisch in zwei Themenbereiche gegliedert werden:

- (a) die Gründe für die Wahl der Schule
- (b) die sozialen Hintergründe der Kinder und ihrer Familien.

Anhand der ausgewerteten Daten kann zu den Gründen für die Wahl der Schule Folgendes gesagt werden: den befragten Eltern sind eine christliche Wertevermittlung in der Schule sowie ein durchdachter pädagogischer Hintergrund der Schule wichtig. Weiters legen sie großen Wert auf eine kompetente und fördernde Nachmittagsbetreuung.

Betrachtet man die Ergebnisse zu den „sozialen Hintergründen“, so kann gesagt werden, dass die befragten Familien regelmäßig Zeit mit ihren Kindern verbringen. Außerdem konnte festgestellt werden, dass die Befragten in gut ausgestatteten Haushalten leben.

Folgende Faktoren haben einen Einfluss auf die Schulwahl der Eltern:

a) das Umfeld

Beim Umfeld geht es darum, welche familiären und sozialen Hintergründe die Kinder, die eine evangelische Privatvolksschule besuchen, haben. In diesem Zusammenhang konnten drei Faktoren ausgearbeitet werden. Ihre gemeinsame Kommunalität beträgt ebenso 84%. Folgende Faktoren wurden erarbeitet:

Faktor 1: soziale Werte

Faktor 2: Materielle Besitztümer I. Stufe

Faktor 2 Materielle Besitztümer II. Stufe

b) die Motive:

Bei den Motiven geht es um die Gründe, warum ein Kind in die evangelische Privatvolksschule geschickt wird. Anhand der Eigenwerte wurde herausgearbeitet, dass fünf Faktoren (Eigenwert höher als 1) für diesen Schwerpunkt von Bedeutung sind. Sie haben gemeinsam eine Kommunalität von 84%. Die Faktorenladungen des jeweiligen Faktors zeigten jene Variablen auf, die für die Bildung des Faktors notwendig waren. Folgende Faktoren (also Gründe für die Wahl einer evangelischen Privatvolksschule) ließen sich so für den ersten Schwerpunkt ablesen:

Faktor 1: Aufbau und Struktur der Schule

Faktor 2: Christliche Wertevermittlung

Faktor 3: Ansehen/Ruf der Schule

Faktor 4: Zusätzliche pädagogische Angebote nach Unterrichtsende

Faktor 5: Qualität der Schule

7. Präsentation der Forschungsergebnisse

Im Folgenden sollen die Ergebnisse der vorliegenden Studie interpretiert werden. Hierbei liegt ein Schwerpunkt auf die Ausarbeitung der Schichtunterschiede, wie sie in den vorherigen Kapiteln genauer beschrieben wurden. Mit Hilfe von G&E wurde eine Schichteinteilung in zwei Gruppen eingeteilt. Diese zwei Gruppen setzen sie wie folgt zusammen.

Tabelle VII: Schichteinteilung in Gruppen¹⁰⁰

Berufsposition	Arbeitsverhältnis	Schulabschluss	Fälle m. diesem Muster	Schichteinteilung (nach G&E)	Neue Gruppen
1	1	1	4	Schichtstufe: I – IV	Gruppe 1 (Nicht manuell)
1	1	0	17		
1	0	1	3		
1	0	0	17		
0	1	1	0		
Gesamt für Gruppe 1:			44		
0	1	0	11	Schichtstufe: IV - VII	Gruppe 2 (manuell)
0	0	0	14		
Gesamt für Gruppe 2:			25		
Gesamt für beide Gruppen:			69		

Zur Erläuterung der Tabelle:

- Berufsposition: Einer der Elternteile ist leitender Angestellter oder selbstständig
 - Arbeitsverhältnis: Beide sind vollzeitbeschäftigt
- Schulabschluss: Beide Elternteile haben mindestens Matura

Um aus den unterschiedlichen Items eine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht (hier Gruppe) zu begründen und wissenschaftlich zu fundieren, wurden die für diesen Bereich wesentlichen Items dichotomiert, d.h. in zwei Einteilungsmöglichkeiten gegliedert, in diesem Fall gibt es also

¹⁰⁰ Vgl.: ebd.

nur noch „zutreffend“ (hier gekennzeichnet mit 1) und „nicht zutreffend“ (hier gekennzeichnet mit 0).

Die Ergebnisse zeigen, dass in der vorliegenden Studie nur zwei markante Schichteinteilungen abzuleiten sind, die so genannte „Oberschicht“ und die „Mittelschicht“. Eine „Unterschicht“ kommt in den betreffenden Schulen nicht vor.

Die Einteilung in die beiden oben aufgezeigten Gruppen begründet sich folgendermaßen:

Ein wesentlicher Punkt, um in der Gruppe 1 eingeteilt zu werden ist die Schulbildung der Eltern: beide Elternteile müssen mindestens Maturaniveau haben. Die Begründung dafür liegt dem Schichtschema nach G&E zugrunde. Sie teilen Selbstständige, GeschäftsführerInnen u.s.w. im Schichtniveau dieser Gruppe ein.

In der Gruppe 2 sind jene Familien, wo beide Elternteile weder mindestens die Matura absolviert haben, noch ein Elternteil selbstständig oder leitende/r Angestellte/r ist. Wie oben liegt die Begründung auch hier bei G&E, die in diesem Schichtbereich „gelernte Arbeiter mit manueller Tätigkeit“ einteilen.

Tabelle VIII: Ergebnisse t-Test und Mittelwerte

Gr.	Meth.	Umfeld			Motive				
		Fakt. 1 Soz. Werte	Fakt. 2 Besitz I.	Fakt. 3 Besitz II.	Fakt. 1 Aufb./ Strukt.	Fakt. 2 Christl. Werte	Fakt. 3 Ansehen	Fakt. 4 Nachm.	Fakt. 5 Qualität
1, 2	t-Test	0,022	0,495	0,236	0,112	0,490	0,520	0,791	0,646
1	MW	3,47	1,98	1,61	1,78	1,93	2,26	1,77	1,90
2	MW	3,21	2,08	1,46	1,58	1,83	2,38	1,81	1,83

Mithilfe des t-Tests wird aufgezeigt, dass kein statistisch signifikanter Unterschied zwischen den beiden Gruppen „manuell“ und „nicht manuell“ besteht.

Um herauszufinden, ob die Schulwahl mit der Schichtzugehörigkeit zusammenhängt, soll im Folgenden untersucht werden, welchen Einfluss das familiäre Umfeld auf die Schulwahl hat.

7.1 Genauere Betrachtung der erarbeiteten Bereiche „Umfeld“ und „Motive“

a.) Das Umfeld:

Hier lässt sich erkennen, dass im Durchschnitt bei den Familien der ForschungsteilnehmerInnen beim Faktor „Soziale Werte“ so gut wie kein Unterschied zwischen der Gruppe 1 und der Gruppe 2 ersichtlich ist: Durchschnittlich gaben hier die Testpersonen an, dass sie etwa einmal im Monat innerhalb der Familie intensive Gespräche über unterschiedliche Themenbereiche führen bzw. einmal im Monat intensive Zeit mit dem eigenen Kind verbringen.

Ein noch geringerer Unterschied liegt bei dem Faktor „Materielle Besitztümer I. Stufe“ (z.B. Handy, Taschenrechner, Fernseher) vor. Hier geben die Eltern der SchülerInnen an, jeweils eines dieser Dinge zu besitzen. Sogar mehr Familien der Gruppe 2 geben an, diese Besitztümer zweimal im Haushalt zu haben. Als Grund hierfür kann angenommen werden, dass sich Familien, die nicht so viel Geld haben eher technische Geräte leisten können als regelmäßige Zusatzaktivitäten, die sehr kostenspielig sein können.

Der dritte Faktor in diesem Bereich „Materielle Besitztümer II. Stufe“ (z.B. Computer, Auto usw.), ist bei allen Familien gleich stark vertreten. Es konnte nur ein kleiner Unterschied festgestellt werden: die Befragten aus Gruppe 1 geben etwas öfter an, Dinge, wie Autos, Computer u.s.w., zweimal pro Haushalt zu besitzen. Da der Unterschied zwischen den beiden Gruppen sehr gering ist erscheint diese Tatsache als nebensächlich.

Es kann also gesagt werden, dass bei der Schichtzugehörigkeit keine wesentlichen Unterschiede zwischen den Befragten festgestellt werden konnten.

b.) Die Motive

Der Faktor „Aufbau und Struktur der Schule“ konnte sich als wesentlicher Punkt für die Wahl der Schule erweisen. Beide Gruppen haben diesen Punkt als „sehr wichtig“ erachtet – er ist somit für die Befragten eine Art Fundament der Motive für die Wahl einer evangelischen Privatvolksschule: Das Kind muss im Zentrum stehen, also vormittags und nachmittags optimal betreut werden. Für die Eltern ist es auch von Bedeutung, dass sich das Schulkonzept, die Organisation und die Wertevermittlung positiv auf ihr Kind auswirken. Die Anforderungen der Eltern in diesem Bereich sind somit ziemlich hoch. Auch hier ist kaum ein Unterschied zwischen den beiden Gruppen zu erkennen.

Als zweiter Faktor steht „christliche Wertevermittlung“ im Mittelpunkt.. Diese Art der Wertevermittlung wird also von beiden Gruppen als „sehr wichtig“ erachtet. Hier könnte sich ablesen lassen, dass Eltern sich wünschen, dass diese Werte von der christlichen Schule an die Kinder weitergegeben werden sollen. Weiters können sich Familien mit christlichem Hintergrund in evangelischen Privatvolksschulen sicher sein, dass ihr Kind wesentliche christliche Werte und Bräuche vermittelt bekommt und christliche Feste auch in der Schule besprochen und gefeiert werden.

Der dritte Faktor „Ansehen und Ruf der Schule“ zeigt auf, dass es beiden Gruppen wichtig ist, dass die gewählte Schule über ein hohes Ansehen und einen guten Ruf verfügt.

Dass Nachmittagsbetreuung, wie oben bereits erwähnt, für diese Eltern einen wichtigen Stellenwert einnimmt, bestätigt der Faktor „Zusätzliche pädagogische Angebote nach Unterrichtsende“. Auch hier liegt wie oben kein wesentlicher Unterschied zwischen den zwei Gruppen vor. Denn die Familien sehen diesen Aspekt mehrheitlich als „eher wichtig“ an. Am Nachmittag findet in den evangelischen Privatvolksschulen, in denen die Befragung durchgeführt wurde, eine Wiederholungsstunde statt, in der die Kinder z.B. Hausübungen machen können. Neue Lerninhalte werden ausschließlich am Vormittag vermittelt. Nachmittags liegt der Schwerpunkt am sozialen Lernen, also am miteinander Lernen.

Der letzte Faktor „Qualität der Schule“ zeigt, wie wichtig beiden sozialen Gruppen hohe Lernanforderungen sind. Sie schicken ihr Kind nicht zuletzt aufgrund des hohen Lernniveaus an eine evangelische Privatschule. Mit diesen für sie sehr wichtigen Anforderungen setzen sie voraus, dass das Lehrpersonal fachlich sehr hoch qualifiziert ist. Denn hier kann festgestellt werden, dass hohe Anforderungen und gute LehrerInnen für diese Eltern zentrale Bedingungen für die Wahl einer Schule sind.

7.2 Zusammenfassung (der Erkenntnisse im Hinblick auf die Forschungsfragen)

Im Folgenden sollen die Ergebnisse der vorliegenden Studie im Lichte der Forschungsfragen analysiert werden.

In Bezug auf die Auswirkung der Schichtzugehörigkeit können die Ergebnisse aufgrund der geringen Zahl der Befragten wenig Auskunft geben. Unter den Befragten gibt es kaum Schichtunterschiede, keine befragte Person kann einer unteren sozialen Schicht zugeordnet werden. Es kann somit kein Unterschied zwischen der schulischen Laufbahn der Kinder und der sozialen Schicht gefunden werden. Dieses Ergebnis geht mit der Tatsache einher, dass die Kinder der befragten Eltern nach der Volksschule mehrheitlich in ein Gymnasium wechseln. Die

Schullaufbahnen der einzelnen Kinder sind durch die Bildungsaspirationen der Eltern vorgegeben.

Auch bezüglich der Chancengleichheit von Kindern aus unterschiedlichen Schichten kann die vorliegende Studie leider wenig Auskunft geben. Es kann aber bestätigt werden, dass die Kinder aus einer höheren sozialen Schicht, eine ähnliche Schullaufbahn wie die Eltern einschlagen. Die Kinder der befragten Eltern werden – ähnlich wie ihre Eltern – mehrheitlich ein Gymnasium besuchen. Prinzipiell ist Chancengleichheit aber eher nicht gegeben, da bereits durch den Schuleintritt vorselektiert wird: nicht jede Familie kann sich das Schulgeld leisten und somit kann nicht jedes Kind eine evangelische Privatvolksschule besuchen.

8. Fazit

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass in der vorliegenden Arbeit aufgezeigt werden konnte, wie wichtig ein einheitliches Leitbild für evangelische Privatvolksschulen ist. Dieses Leitbild erleichtert Eltern und Kindern die Wahl der Schule. Außerdem können Schulen durch ein solches Leitbild zeigen, welche Gemeinsamkeiten sie aufweisen. Gleichzeitig können etwaige Unterschiede dadurch deutlich gemacht werden.

Zu Beginn der vorliegenden Arbeit wurde ein gesetzlicher Überblick über das Privatschulwesen gegeben. Weiters werden wesentliche Fakten der evangelischen Schulen erläutert. Die einzelnen Schulen unterliegen der kirchlichen Trägerschaft. Schulen mit Öffentlichkeitsrecht erhalten Subventionen vom Staat, welcher z.B. für die Gehälter der Lehrpersonen aufkommt. Privatschulen müssen anders als öffentliche Schulen keine allgemeine Zugänglichkeit gewähren. Privatschulen können sich somit aussuchen, welche SchülerInnen ihre Schule besuchen dürfen. Weiters dürfen sie Schulgeld zur Abdeckung des Sachaufwandes, welcher vom Staat nicht finanziert wird, einheben.

Durch die geringe Zahl der Befragten in der vorliegenden Studie können kaum verlässliche Daten geliefert werden. Die Tatsache, dass von den 69 Befragten, die den Fragebogen retourniert haben, niemand aus einer unteren sozialen Schicht kommt, könnte den Schluss zulassen, dass durch die frühzeitige Selektion durch das eingeforderte Schulgeld, das diese Schulen verlangen, einer breiten Schicht der Bevölkerung nicht möglich ist, ihr Kind an eine solche Schule zu schicken. Um diese Feststellung zu untermauern, müsste eine weitere Studie gemacht werden. Würde sich diese Annahme in weiterer Folge bestätigen, müsste es zu einer Veränderung der Verteilung von Zuschüssen oder

Förderungen kommen, wenn evangelische Privatschulen das Ziel der Chancengleichheit beibehalten wollen.

Im einheitlichen Leitbild, welches im Rahmen der vorliegenden Arbeit in Anlehnung an unterschiedliche konfessionelle Privatschulleitbilder für den Bereich der evangelischen Privatvolksschulen entwickelt wurde, wurde herausgearbeitet, dass es ein wesentliches Ziel dieser Schulen ist, die sozialen Kompetenzen der Kinder zu stärken und auszubauen. Jedoch sollten diese Schulen nicht nur einer bestimmten sozialen Schicht zugänglich sein, obwohl sie Schulgeld einheben müssen. Auch ist zu erwähnen, dass diese Schulen nicht nur für Kinder aus religiöser Sozialisation zugänglich sind, obwohl die christlichen Werte nicht außer Acht gelassen werden sollten. Gegenseitige Achtung und Beachtung stehen bei evangelischen Privatschulen im Mittelpunkt. Es wird versucht, diese Werte durch regelmäßige Andachten zu verstärken. Die Lehrpersonen sollen das einzelne Kind und seine ganze Persönlichkeit ins Zentrum stellen. DirektorInnen sollen ihre Schule mit einem christlichen Führungsstil leiten.

Weiters wurde die Relevanz der sozialen Schichtzugehörigkeit ausgearbeitet. Hierfür wurden sowohl Bourdieus Kapitalkonzept als auch das Schichtmodell nach Goldhorpe & Erikson herangezogen. Durch die Analyse dieser Konzepte sollte aufgezeigt werden, wie schwierig es ist, von einer niedrigeren Schicht in einer höhere aufzusteigen.

Nach der theoretischen Auseinandersetzung mit den Konzepten, die hinter evangelischen Privatschulen stehen, sowie der Bedeutung von Schichtzugehörigkeit und Schichtmobilität wurde auf die in dieser Arbeit behandelte Studie eingegangen. Nach einer kurzen Erläuterung der methodischen Vorgehensweise, wurden die Ergebnisse der Umfrage mittels Fragebogen eingegangen, die in weiterer Folge mit der

theoretischen Abhandlung in Beziehung gesetzt wurden, um Antworten auf die Forschungsfragen zu bekommen.

Aufgrund der niedrigen Rücklaufquote konnten nur zwei schichtspezifische Gruppen (obere und mittlere Schicht) zugeordnet werden, zwischen ihnen sind keine ersichtlichen Unterschiede erkennbar.

Bezugnehmend auf die vorliegende Studie kann gesagt werden, dass den befragten Eltern die Schulbildung der Kinder sehr wichtig ist. Die Schullaufbahn ist beinahe vorprogrammiert, der soziale Status dadurch auch.

Es kann also festgehalten werden, dass Schichtmobilität zwar wünschenswert, aber durch die momentane Gesellschaftsstruktur nur sehr schwer zu erreichen ist. In der vorliegenden Studie konnte festgestellt werden, dass Kinder aus sozial besser gestellten Schichten eine Schullaufbahn einschlagen, die ihnen die Beibehaltung ihrer Schicht mit großer Wahrscheinlichkeit ermöglicht. Eltern aus niedrigeren sozialen Schichten konnten im Zuge der Studie nicht befragt werden. Warum keine Eltern dieser Schicht an der Umfrage teilgenommen haben, kann nur vermutet werden. Einerseits kann es an dem Schulgeld liegen, das sich diese Familien nicht leisten können, und somit deren Kinder keine evangelische Privatschule besuchen können, andererseits kann vermutet werden, dass diese Familien weniger Interesse an der Beantwortung des Fragebogens gezeigt haben und ihn deshalb nicht ausgefüllt und retourniert haben.

Insgesamt wurde deutlich, wie wichtig die Schulbildung für die Zukunft der Kinder ist und dass nach wie vor viele Bemühungen für wahre Chancengleichheit für alle Kinder, unabhängig von ihrer Herkunft, notwendig sind.

Literaturverzeichnis

ARISTOTELES: De Anima. Oxford 1974. Über die Seele. übers.v. Willy Theiler. Darmstadt 1979.

ATTESLANDER, Peter (1995): *Methoden der empirischen Sozialforschung*. de Gruyter: Berlin

BARON (1999): Zur Funktion des Schulträgers bei Gründung und Entwicklung

evangelischer Schulen. In: (Hrsg. v. Vorstand der Evangelischen Schulstiftung in Bayern ; mit einer Einl. v. Heimo Liebl; Red.: Rüdiger Baron.- Nürnberg: Evangelische Schulstiftung in Bayern.) *Evangelische Schulstiftung in Bayern: Um der Kirche willen muss man christliche Schulen haben*

BAUMERT, Jürgen/ STANAT, Petra/ WATERMANN, Rainer (Hrsg.) (2006): *Herkunftsbedingte Disparitäten im Bildungswesen*. Vertiefende Analyse im Rahmen von PISA 2000. Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden

BECKER, Rolf/ LAUTERBACHER, Wolfgang (Hrsg.) (2004): *Bildung als Privileg?* Erklärung und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit. Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden

BLAISUS, Jörg (1988): Anmerkungen zur Faktorenanalyse. In: *Historische Sozialforschung – Historical Social Research*, 13, Heft 3. S. 104 - 128

BLOSSFELD, Hans-Peter (2007): Schichtspezifische Präferenzen oder sozioökonomisches Entscheidungskalkür. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, H.4, S. 506

- BÖHM, Winfried (Hrsg.) (2005): *Wörterbuch der Pädagogik*. Körner: Stuttgart
- BOHNE, Jürgen (1999): Zur Funktion des Schulträgers bei Gründung und Entwicklung evangelischer Schulen. In: (Hrsg. v. Vorstand der Evangelischen Schulstiftung in Bayern ; mit einer Einl. v. Heimo Liebl; Red.: Rüdiger Baron.- Nürnberg: Evangelische Schulstiftung in Bayern.) *Evangelische Schulstiftung in Bayern: Um der Kirche willen muss man christliche Schulen haben*
- BOHNSACK, Fritz (1999): *Handbuch Evangelische Schulen*. Gütersloher Verlagshaus: Gütersloh. S. 89 - 96
- BOURDIEU, Pierre (1992): Ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital. In:
 Soziale Ungleichheiten (*Soziale Welt* Sonderband 2). Reinhard Kreckel (Hrsg.): Göttingen 1983, S. 183-198
- BREZOVICH, Branimir (Hrsg.) (2006): *Schulrecht kurz gefasst*. Trauner, Linz
- BORTZ, Jürgen/ DÖRING, Nicola (2002): *Forschungsmethoden und Evaluation: für Human- und Sozialwissenschaftler*. Springer-Verlag: Berlin, Heidelberg
- COLEMAN, James S. (1991): *Grundlagen der Sozialtheorie*. Band 1 Handlungen und Handlungssysteme. Oldenbourg Verlag: München
- ENGELBRECHT, Helmut (2007): Kirche als gestaltende und ordnende Kraft im Bildungswesen (auf dem Boden des heutigen Österreich). In: *Das kirchliche Privatschulwesen - historische, pastorale, rechtliche und ökonomische Aspekte*. Peter Lang: Frankfurt

ERPI (Evangelisches Religionspädagogisches Institut), EVAS Profil-Erhebung 2006: der Datensatz und Fragebogen wurden von Florian Holzinger, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Technologie- und Regionalpolitik der Joanneum Research Forschungsgesellschaft mbh und Mitarbeiter im Forschungsteam „evas profil“ zur ausschließlichen Verwendung für die vorliegende Arbeit der Verfasserin zur Verfügung gestellt. Die Daten sind Eigentum von Respect – Institut für integrativen Tourismus und Entwicklung sowie des Evangelischen Religionspädagogischen Instituts (ERPI).

FÜRST, Robert (2007): Die Entwicklung des kirchlichen Privatschulwesens in der Zweiten Republik In: *Das kirchliche Privatschulwesen - historische, pastorale, rechtliche und ökonomische Aspekte*. Peter Lang: Frankfurt

GOLDHORPE, John H./ERIKSON, Robert (1992): *The Constant Flux: A study of class mobility in industrial societies* (Paperback). Oxford University Press: USA

JAHN, Walter (1970): *Die Faktorenanalyse und ihre Anwendung*. Die Wirtschaft: Berlin

LAATZ, Wilfried (1993): *Empirische Methoden: Ein Lehrbuch für Sozialwissenschaftler*. Deutsch: Frankfurt

LANG, Peter (1996): *Freie Schulwahl im internationalen Vergleich: ein OECD/CERI-Bericht*. Europäischer Verlag der Wissenschaft: Frankfurt am Mein

LANGE-VESTER/ BREMER (Hrsg.) (2006): *Bewältigung, Verarbeitung, Umstellung: Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur*. Festschrift für Michael Vester, Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften

LEUTHOLD, Margit/ POLLITT, Helmar-Ekkehart/ PREIS, Arno (Hrsg.)
(2007): „Pluralitätsstreben ... Im Wissen um die eigene Identität“ –
Wege und Ziele evangelischer Schulen. Das Evaluationsprojekt EVAS
PROVIL (Evangelische Schulprofile) und seine Konsequenzen für die
weitere Schulprofilentwicklung. In: *Schulfach Religion* 26/ 2007, Nr. 1-2

LEUTHOLD, Margit/ POLLITT, Helmar-Ekkehart/ PREIS, Arno (Hrsg.)
(2007): *Wege und Ziele evangelischer Schulen in Österreich*. Eine
empirische Untersuchung. Waxmann: Münster

MÜLLER – BENEDICT, Volker (2007): Wodurch kann die soziale
Ungleichheit des Schulerfolges am stärksten verringert werden? In:
Zeitschrift für Pädagogik, H.4, S. 615

MÜNSTER, Gerhard (Bearb.) (2004): KODEX Schulgesetze. LexisNexis-
Verlag: Wien, 7. Aufl.

PFEIFFER, Gerhard (1999): *Handbuch Evangelische Schulen*.
Gütersloher Verlagshaus: Gütersloh. S. 79 - 105

RASCH, Björn (2008): *Quantitative Methoden 1*. Springer: Berlin

RINNERHALER, Alfred (2007): Vom Entstehen des kirchlichen
Privatschulwesens im 19. Jahrhundert bis zu dessen Beseitigung in der
NS-Zeit – ein Überblick. In: *Das kirchliche Privatschulwesen -
historische, pastorale, rechtliche und ökonomische Aspekte*. Peter Lang:
Frankfurt

SCHEILKE, Christoph Th. (1999): *Handbuch Evangelische Schulen*.
Gütersloher Verlagshaus: Gütersloh. S. 81 - 88

SCHIMA, Stefan (2007): Das Verhältnis von Schule und Kirche in der Zeit der Aufklärung. In: *Das kirchliche Privatschulwesen - historische, pastorale, rechtliche und ökonomische Aspekte*. Peter Lang: Frankfurt

SCHUCHART, Claudia/ MAAZ, Kai (2007): Bildungsverhalten in institutionellen Kontexten. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. 59. Jahr/ Heft 4

Internetquellenverzeichnis:

imihome.imi.uni-

karlsruhe.de/nquantitative_vs_qualitative_methoden_b.html (08.12.2008)

<http://www.agprim.uni-siegen.de/inprint/brue-pisa.02r.pdf> (25.06.2007)

www.armutskonferenz.at/armutskonferenz_sechstearmutskonferenz_mythos%20wer%20will%20kann%20gewinnen.htm (17.06.2007)

www.ekd.de/EKD-Texte/kindertageseinrichtungen3.html (13.06.2007)

www.evangelischesgymnasium.at/diakonie/diakonischer_schwerpunkt.html (13.06.2007)

www.evangelischevolksschule-augsburg.de/ (15.06.2007)

<http://www.kmk.org/schul/pisa/Datensaetze/Schuelerfragebogen-int.pdf> (05.06.2008)

www.pfarrerblatt.de/text_39.htm (17.06.2007)

www.politikundunterricht.de/2_05/a7-a10.htm (15.06.2007)

<http://www.internet4jurists.at/gesetze/gesetze.htm> (17.06.2007)

<http://www.ggdnc.net/maddison/> (11.06.2008)

Anhang

Sehr geehrte Eltern und Erziehungsberechtigte!

Mein Name ist Vera KARNER. Ich bin Volksschullehrerin an der evangelischen Privatvolksschule in 1060 Gumpendorf. Nebenbei studiere ich Pädagogik an der Universität. Dieser Fragebogen ist ein wesentlicher Teil meiner Diplomarbeit mit dem vorläufigen Arbeitstitel „Die evangelischen Privatvolksschulen Wiens“.

Ich bitte Sie diesen Fragebogen auszufüllen. Bitte geben Sie ihn nach spätestens vier Tagen der Klassenlehrerin/ dem Klassenlehrer zurück.

Ihre Daten werden anonym gehalten und dienen ausschließlich diesem Zweck. Gerne stehe ich Ihnen für weitere Fragen zur Verfügung (verakarner@yahoo.com).

Vielen Dank für Ihre Unterstützung!

Mit freundlichen Grüßen

Vera Karner

1	Wann wurden Sie geboren?	Geburtsjahr: _____					
2	Sind Sie weiblich oder männlich?	A	männlich				
		B	weiblich				
3	Wie wichtig ist es für Sie, dass Ihr Kind eine evangelische Schule besucht? Bitte differenzieren Sie nach folgenden Antwortmöglichkeiten: 1 = sehr wichtig 2 = eher wichtig 3 = weniger wichtig 4 = unwichtig Pro Aussage bitte nur eine Nennung!			1	2	3	4
	A	Weil sie in der Nähe meines Wohnortes liegt					
	B	Weil sie eine christliche Schule ist					
	C	Weil die Schule Unterricht in kleinen Klassen bietet					
	D	Weil besonders fachlich qualifizierte KollegInnen an der Schule arbeiten					
	E	Weil auf die Belange der SchülerInnen besonders eingegangen wird					
	F	Weil diese Schule besondere Lernmöglichkeiten für SchülerInnen anbietet (z.B.: Integrativer Unterricht, Montessori,...)					
	G	Weil auf eine harmonische Zusammensetzung der SchülerInnen geachtet wird					
	H	Weil die Schule ein meinen Vorstellungen entsprechendes Schulgeld verlangt					

		I	Weil der Großteil der SchülerInnen Deutsch als Muttersprache hat				
		J	Weil Nachmittagsbetreuung bzw. Angebote nach Schulschluss angeboten werden				
		K	Weil an dieser Schule projektorientiertes Arbeiten möglich ist				
		L	Weil in dieser Schule die religiöse Bildung einen großen Stellenwert einnimmt				
4	Welche Gründe sind für die Wahl der nächsten Schule für Sie wesentlich? Bitte beantworten Sie wie oben beschrieben.			1	2	3	4
		A	Die hohen Leistungsanforderungen				
		B	Das Schulklima				
		C	Das pädagogische Konzept der Schule				
		D	Das Fächerangebot (z.B.: Musik, Sport, Sprachen,...)				
		E	Die Zusatzangebote (z.B.: Hausaufgabenbetreuung, Mittagstische,...)				
		F	Die Wertevermittlung (soziale Werte, christliche Werte)				
		G	Das Umfeld der Schule (Schullage, soziales Umfeld)				
		H	Die Schulorganisation (Staatliche Schule, Privatschule, Ganztagschule,				
		I	Der Ruf der Schule				
		J	Die Orientierung an eigenen Idealvorstellungen				
		K	Empfehlung durch Bekannte				
		L	Schulbesuch von älteren Geschwistern				
		M	Wunsch des Kindes				
		N	Schulbesuch anderer Kinder				
		O	Der Schulweg				
5	Im letzten Zeugnis hatte mein Kind ein oder mehrere... Mehrfachnennung möglich	A	Sehr gut				
		B	Gut				
		C	Befriedigend				
		D	Genügend				
		E	Nicht genügend				
6	Welche weiterführende Schule wird Ihr Kind ab September besuchen?	A	Gymnasium				
		B	Hauptschule				
		C	Mittelschule				
		D	andere: _____				

7	Welchen höchst abgeschlossenen Schulabschluss hat die Mutter des Kindes?	<table border="1"> <tr><td>A</td><td>Sie hat keine Schule besucht</td></tr> <tr><td>B</td><td>Sie ist ohne Abschluss von der Schule abgegangen.</td></tr> <tr><td>C</td><td>Abschluss einer Sonderschule/ Förderschule</td></tr> <tr><td>D</td><td>Hauptschulabschluss/ Volksschulabschluss</td></tr> <tr><td>E</td><td>Fachschule/ Lehre</td></tr> <tr><td>F</td><td>Matura/ Abitur</td></tr> <tr><td>G</td><td>Universität/Fachhochschule/Master</td></tr> <tr><td>H</td><td>sonstiger Schulabschluss (z.B. im Ausland)</td></tr> </table>	A	Sie hat keine Schule besucht	B	Sie ist ohne Abschluss von der Schule abgegangen.	C	Abschluss einer Sonderschule/ Förderschule	D	Hauptschulabschluss/ Volksschulabschluss	E	Fachschule/ Lehre	F	Matura/ Abitur	G	Universität/Fachhochschule/Master	H	sonstiger Schulabschluss (z.B. im Ausland)
A	Sie hat keine Schule besucht																	
B	Sie ist ohne Abschluss von der Schule abgegangen.																	
C	Abschluss einer Sonderschule/ Förderschule																	
D	Hauptschulabschluss/ Volksschulabschluss																	
E	Fachschule/ Lehre																	
F	Matura/ Abitur																	
G	Universität/Fachhochschule/Master																	
H	sonstiger Schulabschluss (z.B. im Ausland)																	
8	Welchen höchst abgeschlossenen Schulabschluss hat der Vater des Kindes?	<table border="1"> <tr><td>A</td><td>Er hat keine Schule besucht</td></tr> <tr><td>B</td><td>Er ist ohne Abschluss von der Schule abgegangen.</td></tr> <tr><td>C</td><td>Abschluss einer Sonderschule/ Förderschule</td></tr> <tr><td>D</td><td>Hauptschulabschluss/ Volksschulabschluss</td></tr> <tr><td>E</td><td>Fachschule/ Lehre</td></tr> <tr><td>F</td><td>Matura/ Abitur</td></tr> <tr><td>G</td><td>Universität/Fachhochschule/Master</td></tr> <tr><td>H</td><td>sonstiger Schulabschluss (z.B. im Ausland)</td></tr> </table>	A	Er hat keine Schule besucht	B	Er ist ohne Abschluss von der Schule abgegangen.	C	Abschluss einer Sonderschule/ Förderschule	D	Hauptschulabschluss/ Volksschulabschluss	E	Fachschule/ Lehre	F	Matura/ Abitur	G	Universität/Fachhochschule/Master	H	sonstiger Schulabschluss (z.B. im Ausland)
A	Er hat keine Schule besucht																	
B	Er ist ohne Abschluss von der Schule abgegangen.																	
C	Abschluss einer Sonderschule/ Förderschule																	
D	Hauptschulabschluss/ Volksschulabschluss																	
E	Fachschule/ Lehre																	
F	Matura/ Abitur																	
G	Universität/Fachhochschule/Master																	
H	sonstiger Schulabschluss (z.B. im Ausland)																	
9	Ist die Mutter des Kindes derzeit berufstätig? Was macht Sie zurzeit?	<table border="1"> <tr><td>A</td><td>Sie ist vollzeitbeschäftigt</td></tr> <tr><td>B</td><td>Sie ist teilzeitbeschäftigt</td></tr> <tr><td>C</td><td>Sie ist nicht berufstätig, aber auf Arbeitssuche</td></tr> <tr><td>D</td><td>Etwas Anderes (z.B.: Hausfrau, Rentnerin)</td></tr> </table>	A	Sie ist vollzeitbeschäftigt	B	Sie ist teilzeitbeschäftigt	C	Sie ist nicht berufstätig, aber auf Arbeitssuche	D	Etwas Anderes (z.B.: Hausfrau, Rentnerin)								
A	Sie ist vollzeitbeschäftigt																	
B	Sie ist teilzeitbeschäftigt																	
C	Sie ist nicht berufstätig, aber auf Arbeitssuche																	
D	Etwas Anderes (z.B.: Hausfrau, Rentnerin)																	
10	Ist der Vater des Kindes derzeit berufstätig? Was macht er zurzeit?	<table border="1"> <tr><td>A</td><td>Er ist vollzeitbeschäftigt</td></tr> <tr><td>B</td><td>Er ist teilzeitbeschäftigt</td></tr> <tr><td>C</td><td>Er ist nicht berufstätig, aber auf Arbeitssuche</td></tr> <tr><td>D</td><td>Etwas Anderes (z.B.: Hausmann, Rentner)</td></tr> </table>	A	Er ist vollzeitbeschäftigt	B	Er ist teilzeitbeschäftigt	C	Er ist nicht berufstätig, aber auf Arbeitssuche	D	Etwas Anderes (z.B.: Hausmann, Rentner)								
A	Er ist vollzeitbeschäftigt																	
B	Er ist teilzeitbeschäftigt																	
C	Er ist nicht berufstätig, aber auf Arbeitssuche																	
D	Etwas Anderes (z.B.: Hausmann, Rentner)																	
11	Welchen Beruf übt die Mutter des Kindes aus?	Beruf: _____																
12	Welchen Beruf übt der Vater des Kindes aus?	Beruf: _____																
13	Welche Sprache sprechen Sie normalerweise zu																	

	Hause?	Sprache: _____						
14	Wie oft kommt es im Allgemeinen vor, dass Sie mit Ihrem Kind.... (Bitte in jeder Zeile nur ein Kästchen ankreuzen).		Nie oder fast nie	Ein paar Mal im Jahr	Etwa ein Mal im Monat	Mehrmals im Monat	Mehrmals in der Woche	
		A	über politische oder soziale Fragen diskutieren?					
		C	über Bücher, Filme oder Fernsehsendungen diskutieren?					
		D	klassische Musik hören?					
		E	über Schulleistungen sprechen?					
		F	gemeinsam am Tisch sitzen und zu Mittag oder Abend essen?					
		G	Zeit verbringen, um einfach nur mit ihm zu reden?					
15	Gibt es bei Ihnen zu Hause ... (Bitte in jeder Zeile JA oder NEIN ankreuzen.)					JA	NEIN	
		A	eine Geschirrspülmaschine?					
		B	ein Zimmer für dich allein?					
		C	Lern-Software?					
		D	einen Internet-Anschluss?					
		E	ein Wörterbuch?					
		F	einen ruhigen Platz zum Lernen?					
		G	einen Schreibtisch zum Lernen?					
		H	Schulbücher?					
		I	klassische Literatur (z.B. von Goethe)?					
		J	Bücher mit Gedichten?					
		K	Kunstwerke (z.B. Bilder)?					
16	Wie viele der folgenden Dinge haben Sie zu Hause? (Bitte in jeder Zeile nur ein Kästchen ankreuzen.)				keine	1	2	3 oder mehr
		A	Handys					
		B	Fernseher					
		C	Taschenrechner					

		D	Computer				
		E	Musikinstrumente (z.B. Klavier, Geige)				
		F	Autos				
		G	Badezimmer				
17	Wie viele Bücher haben Sie zu Hause? (Auf einen Meter Regalbrett passen ungefähr 40 Bücher. Bitte Zeitschriften nicht mitzählen).	A	keine				
		B	1 - 10				
		C	11 - 50				
		D	51 - 100				
		E	101 - 250				
		F	251 - 500				

Vielen Dank für das Ausfüllen des Fragebogens!

Curriculum Vitae

Persönliche Daten:

Name: Vera Karner
Geburtsdatum: 18.10.1981
Religionsbekenntnis: Evangelisch AB

Schulischer Werdegang:

1988 – 1992: Volksschule Oberschützen
1992 – 1996: Hauptschule Oberschützen
1996 – 2000: Evangelisches Oberstufenrealgymnasium
Oberschützen
2000 – 2005: PÄDAK, Ettenreichgasse
SS 2003: Auslandsstudium in den Niederlanden
Seit Okt. 2003: Pädagogikstudium

Beruflicher Werdegang:

2002 – 2003: Unterschiedliche Praktika (z.B.: WIJUK,
Kinderbetreuung, u.v.m.)
2004 – 2006: Kuratorium für künstlerische- und heilende
Pädagogik/ Comeniusinstitut (Waldorfpädagogische
Einrichtung für schwerst- und mehrfach
Behinderte)
Seit 2006: Volksschullehrerin

Besondere Kenntnisse:

- Teilnahme an einem 16-tägigen Intensivprogramm über den Islam von 22.02.02 – 09.03.02. in den Niederlanden
- Berechtigung für Begleitlehrerin und Leiterin einer Wintersportwoche für Schi Nordisch und Schi Alpin
- Berechtigung zum Eislaufunterricht
- Schwerpunkt: Evangelische Religionspädagogik
- EDV – Kenntnisse